



Abrahams Opfer.

Eine Erzählung aus dem Burenkriege
von

Gustaf Janson.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von
Friedrich v. Känel.

(Fortsetzung.)

Es schien, daß zwei Parteien vorhanden waren: die Bedächtigen, die nicht gern sich einem langen Ritt unterwerfen, aber ebenso ungern sich auf einen Kampf einlassen wollten, und die Hitzigen, die einen Kampf auf Leben und Tod vorzogen. Wertwürdig genug waren es die Ältesten und die Jüngsten,

die der letzteren Ansicht waren, und sie verfochten ihre Meinung so eifrig, daß die reiferen Männer nachgaben, statt sich mit ihnen herumzustritten. Wahrscheinlich trug auch die in allen solchen Fällen so gewöhnliche Furcht, feig zu erscheinen, ihr Teil dazu bei, daß sie nachgaben. Was die Klugheit gebot, wurde verworfen, und ein Mann sagte in jener stillen Weise, die für seine Landsleute bezeichnend war:

„Wir können ja direkt nach der verlassen Farm reiten, dann kommen wir weit genug gegen Osten, haben aber doch nicht mehr als ein paar Meilen bis zum Pässe.“

Dieser Ausweg befriedigte beide Parteien, und ein kräftiges Ja der ganzen Schar gab zu erkennen, daß man darin einig war.

Abraham van der Rath sah sich überstimmt; er zuckte die Schultern und sagte:

„Nun denn, in Gottes Namen, wir nehmen den kürzeren Weg.“

Die Beratung war zu Ende, und die Teilnehmer zerstreuten sich, ein Teil davon augenscheinlich zufrieden damit, ihren Willen durchgesetzt zu haben. Daß wahrscheinlich ein Kampf bevorstand, bekümmerte niemand, die bisherigen anstrengenden Streifzüge hatten sie zu sehr ermüdet, und sie zogen es vor, etwas zu wagen, damit sie um so eher ausruhen könnten. Ihr Erkundungsritt hatte sechs Tage gedauert, sie wußten ungefähr, was sie wissen wollten, und sehnten sich zur Hauptarmee zurück, die sie nach einem ferneren Tagemarsch zu erreichen hofften. Ein Kampf, nun ja, die meisten wußten kaum noch, was ein solcher war, und hielten es für ihre Schuldigkeit, keine Furcht zu zeigen. Und während ein jeder der Männer an die Arbeit ging, klopfte der alte Jan van Gracht, der nächst ihm



Lebensboot. Zeichnung von F. Lindner.

sich in dem kurzen Kriegsrat ausgezeichnet hatte, dem Jüngling auf die Schulter und sprach einige lobende Worte, die allgemeine Billigung fanden und ein Rot der Befriedigung auf den Wangen des Jungen hervorriefen.

Erst als es zu spät war, etwas daran zu ändern, merkte der Missionar, was sich zugetragen hatte, und er winkte van der Rath, näherzutreten.

„Abraham,“ sagte er leise, „erinnere dich deines Versprechens!“

„Ich weiß, aber ich habe dem Kommandanten ein andres gegeben, das ältere geht vor. Aber sobald ich es erfüllt habe, bin ich frei.“ Er warf sich in die Brust und sah den Alten mit einem Blick an, der bewies, welche Freude er darüber fühlte, mit sich selber ins reine gekommen zu sein.

„Zu Pferd!“ ertönte dann die kräftige Stimme des Feldkornetts.

Die Mannschaft gehorchte schnell. Die Futterbündel wurden in die dafür bestimmten Wagen geworfen, der Proviant eingepackt, die Peitschen knallten, und die Schar setzte sich in Bewegung, nachdem Patronen und Plänkler nach allen Seiten zur Verstärkung der bereits vorhandenen ausgesandt waren. Diesmal arbeitete sich die Kolonne den Abhang des Sloots hinauf und befand sich bald draußen auf der Karroo, die endlos sich nach allen Richtungen ausdehnte. Erst jetzt konnte man sehen, welch ansehnliches Stück Weg seit dem Ausbruch zurückgelegt worden war. Von den wellenförmigen Hügeln, zwischen denen die Truppen vom Morgen bis zum Mittag dahingezogen waren, war nichts mehr sichtbar; alle ritten auf der weiten Ebene, auf deren Fläche zwei der Kopjes genannten Bergkuppen sich gleich Schatten nebeneinander fern im Nordwesten erhoben.

Getreu seinem Voratz, den größtmöglichen Nutzen aus der Gefangenschaft zu ziehen, ließ Leutnant Kennedy seine Einzelheit unbeachtet. Die Zugordnung interessierte ihn nicht, der Bewachungsdienst der Buren dagegen um so mehr. Er hatte zu viele Stimmungsberichte von ihrem schlaftrigen Gebaren gehört, als daß er nicht die kluge Berechnung hätte bewundern sollen, mit der wenigstens diese Truppe ihre geringe Zahl benutzte, um sich auf allen Seiten, gleichsam mit einem Gürtel von wachsamem Auge zu umgeben. Ein paar Meilen voraus, auf den Seiten sah er Sicherungstrupps durch die Landschaft gleiten, ohne sich zu nähern oder zu weit abzukommen. Es war offenbar, daß ein einziger Wille das Ganze leitete und daß alle willig gehorchten.

Die Schnelligkeit des Vorrückens nahm nach und nach zu, und trotz eines ganzen Tagmarsches zeigten sich die kleinen Buren Pferde immer gleich lebhaft, während die englischen Renner zu straucheln begannen und die Köpfe hängen ließen.

Ein zauberhafter Schimmer lag über der roten, spärlich bewachsenen Karroo; die Spitzen der Kopjes glänzten wie von einem Feuer hinter ihnen beleuchtet, während ihre im Schatten liegenden Seiten sich rötlich-violett färbten.

Der gefangene Offizier ritt vorwärts zu den Dragonern und hielt sich eine Weile neben ihnen. Aber ihr sorgloses Gepläuber mit den Wagen, welche englisch verstanden, reizte ihn nur, und er kehrte bald zurück, um neben dem Wagen zu reiten, wo sein kranker Kamerad im Fieber von Kampf und Blutvergießen phantasierte. Alles verband sich an diesem Tag, um ihn herabzustimmen und bitter zu machen. Saß nicht der lange Mensch noch immer unbeweglich dort und hielt den Kopf des Kranken auf seinen Knien, während seine freundlichen Kinderaugen zu dem Leutnant aufsaßen, als wenn er sagen wollte: er leidet keine Not, solange ich da bin. Nun, seiner Miene war es anzumerken, daß er sich weniger im Interesse des Kranken als vielmehr in dem des Missionars so viel Mühe gab, und dies freute Leutnant Kennedy, ohne daß er recht wußte, warum. Und bereit, ihn jeden Augenblick abzulösen, befand sich der Alte in halb liegender Stellung daneben und schälte eine Wassermelone, von der er dann und wann ein Stückchen zwischen die Rippen des Phantasierenden steckte, die gierig an den nach Vanille schmeckenden Stücken fogen, die er gleich einem unwissenden Kind bald verschluckte, bald wieder ausspöte.

Der junge Leutnant blickte träumerisch über die einsörmige, rote Sandfläche der Ebene hinaus, wo die trockenen, spröden Karroobüsche in langen Zwischenräumen aus dem Boden emporragten, hie und da mit den schwindelstüchtigen, bleichen Schossen der Milchdistel vermischt.

Wunderliche Gedanken entstanden in seinem Gehirn; er war genötigt, seine ganze Willenskraft aufzubieten, um sie in der Entfernung zu halten, und gleichwohl gelang es ihm nicht vollständig. Er machte Zugeständnisse, deren er sich ein paar Tage vorher geschämt haben würde, und er war erbittert über das, was er „verdammte Schwäche“ nannte. Aber wenn er jetzt die ihn umgebenden Männer betrachtete, und

zwar mit ganz andern Blicken, so konnte er nicht anders, als die Pflicht verfluchen, die ihm gebot, diese einfachen Menschen zu hassen und zu verfolgen, ja zu töten, wenn die Gelegenheit dazu günstig war.

Jäh hielt er sein Pferd an und schüttelte den Kopf, als ob er etwas von sich entfernen wollte. Dann warf er sich in die Brust, atmete tief auf und ritt weiter. Er hatte sich fest entschlossen, nicht mehr zu denken. Und warum sollte er es nicht machen wie alle andern, die es vorziehen, das Leben zu nehmen, wie es ist, was in jeder Hinsicht bequemer war, als über seinen Zweck nachzugrübeln. Er glaubte klug gewählt zu haben, denn er wollte die Vergangenheit nicht verleugnen und noch weniger seine Zukunft aufs Spiel setzen wegen Grillen, die durch Gefühlsstimmungen erregt worden waren, Stimmungen, die sterben sollten, wenn er auf seinen rechten Platz zurückgekehrt war.

Viertes Kapitel.

Krieg.

„Wenn wir mit dieser Schnelligkeit vorwärtsrücken, so erreichen wir vor Abend Koopmans Kraal,“ sagte der Feldkornett.

„Sollen wir dort rasten oder sogleich weiterziehen?“ fragte van Gracht, dessen Stellung in der Truppe ungefähr der eines Unteroffiziers zu entsprechen schien.

„Ich weiß noch nicht, wir werden sehen.“ Van der Rath erhob sich in den Steigbügel und stieß einen jener gellenden Pfiffe aus, die weit umher gehört wurden.

Sofort trennte sich ein Mann von der linken Seitenbedeckung und ritt in Carriere zu ihm heran.

„Du, Pieter, dann Sie, Dom Jan, und Zimmer, dessen Pferd wohl Ausdauer genug hat, wie?“

Der Mann nickte bejahend.

„Gut! Ihr drei reitet voraus, etwa ein paar Meilen westlich von Koopmans Kraal, und seht nach, ob Rotröde in der Gegend sind. Aber haltet die Augen offen! Wir treffen uns dann in oder hinter dem verlassenen Kraal wieder, die beiden Kopjes werden wir wohl nicht erreichen.“

Pieter nickte wieder, indem er lachend seine weißen Zähne zeigte, und fragte:

„Dürfen wir schießen?“

„Wenn sie zahlreich sind, nicht.“

„Ich wünsche nicht, daß sie zahlreich sind.“ Er winkte einem andern Bur zu, dessen helle Hautfarbe und blaue Augen seine rein germanische Abstammung verrieten, und in Gesellschaft mit Jan van Gracht, der mit dem Vorrecht des Alters den Befehl über die beiden übernahm, und dem dritten Bur sprengte er gegen Westen. Sie trieben eifrig ihre Pferde an, denn der Auftrag schien ihnen zu gefallen, und nach einer halben Stunde waren sie außer Sehweite.

Unterdessen ritt die Hauptabteilung ruhig weiter, die Büchsen auf dem Rücken hängend und die unvermeidlichen Pfeifen zwischen den Lippen baumelnd. Es wurde nicht ein Wort gelauscht, außer unter den gefangenen Dragonern, die sich mit großem Gleichmut in ihr Schicksal fanden.

Van der Rath, dessen Pferd unermüdlich war, befand sich bald weit voraus vor seinen Leuten, bald schloß er sich dem Nachtrupp an. Er wurde von einer leicht bemerkbaren Unruhe geplagt, zeigte sie aber auf keine andre Weise als durch häufige Befehle, das Tempo zu beschleunigen. Schließlich wurde es ihm unerträglich, sich niemand mitteilen zu können, und er galoppierte vorwärts zu dem Missionar. Einen kurzen Augenblick ritt er schweigend neben dem Wagen her, dann aber sagte er ohne vermittelnde Einleitung:

„Ich fürchte, daß wir den Kopf in ein Wespenneft stecken.“

„Weißt du etwas, mein Freund?“ fragte der Alte.

Der Feldkornett warf von der Seite einen schnellen Blick auf Leutnant Kennedy, dessen Gegenwart ihm lästig war.

„Nichts Bestimmtes,“ sagte er zögernd, „und daran liegt es eben. Wir sahen frische Spuren von Pferdehufen eine Meile westlich vom Sloop. Sie sind höchstens drei Stunden vorher dort vorüber geritten, ehe wir die Krümmung erreichten. Nun fragt es sich, was sie weiter gethan haben. Jedenfalls müssen wir nun auf diesem Weg vorwärts. Fürs erste erspart er uns zwei Tagereisen, fürs zweite habe ich den jungen Guts mit Zimmer und Jan vorausgeschickt, um auszukundschaften, wie es steht. Finden sie uns nicht beim Kraal, wer weiß, wie es ihnen dann ergehen kann.“

„Du glaubst also, daß ein Kampf bevorsteht?“

„Ja, aber das hat weniger zu bedeuten. Wenn die Rotröde den Paß nördlich vom Kraal zwischen den beiden Kopjes nicht besetzt haben, so übernehme ich es, mit fünfzig Mann sie einen ganzen Tag aufzuhalten.“

„Wiederum Blutvergießen, wiederum,“ seufzte der Alte. „Wann soll das enden?“

„Frage mich nicht,“ sagte der Feldkornett finster. „Ich thue meine Pflicht, möge jeder dasselbe thun.“

„Pflicht,“ fiel der Alte bitter ein und wandte sich an ihn und Leutnant Kennedy. „Sieht es ein mehr mißbrauchtes Wort als dieses? Und welch schlechten Trost schenkt doch diese Pflicht, obgleich ihr beide sie erfüllt, jeder in seiner Weise. O, wir Menschen, wir Menschen! Von jeder Kanzel in jedem Lande wird das Gebot der Bruderliebe verkündet, und wenn wir die Kirche verlassen haben, gehen wir hinaus, uns dagegen aufzulehnen, obgleich es soeben uns einen wunderbaren Trost geschenkt hat und von uns gebilligt worden ist. Und warum brechen wir dieses Gebot? Weil die Pflicht uns gebietet, es so zu machen. Wir würden einander nichts Böses zufügen, falls nicht die Pflicht es uns geböte. Wie viele Arten von Pflicht giebt es? Eine, die uns befiehlt, zu töten, eine, die uns befiehlt, die Wunden zu heilen, welche ist die rechte? Sie dort drüben vom Inselreich jenseits des Meeres besitzen Staatsmänner, deren Pflicht es ist, das Blut in Strömen fließen zu lassen, und hier treffen Sie ein Volk, dessen Pflicht es ebenfalls ist, zu töten und wieder zu töten. Wie könnt ihr beide das Wort Pflicht nennen, ohne einen Stachel im Gewissen zu fühlen? Pflicht,“ — sein alter Körper zitterte vor unterdrücktem Schmerz, und kaum hörbar flüsternd wiederholte er mehrmals: „Pflicht, Pflicht, Pflicht.“ Er sah auf und in die ersten Augen Abrahams und Kennedys mit etwas so unendlich Schmerzvollem in den seinigen, daß sie sich abwendeten. Er zuckte hoffnungslos mit den Schultern, wandte sich dann auch von ihnen ab und widmete seine ganze Aufmerksamkeit dem Kranken, der ohne Unterlaß unverständliche Worte hervorstieß, die von häufigen Befehlen, kräftig einzuhaufen, an eine eingebaute Truppe begleitet waren.

„Ja, wer hat recht?“ sagte van der Rath schießlich und seufzte. „Wer weiß es?“

Der Leutnant hatte sich ärgerlich in seinen sprossenden Schnurrbart gebissen, aber als er sah, wie der andre den Ausruf des Missionars aufnahm, äußerte er lachend:

„Was ist Wahrheit, hat auch Pilatus einst gefragt. Vermutlich glaubte er auch bei jener Gelegenheit seine Pflicht zu thun.“ Und ohne zu ahnen, welch schlagende Kritik er ausgeübt hatte, ritt er unbekümmert weiter.

Der Feldkornett sah herabgestimmt aus, aber er hatte an andres zu denken, und das Gespräch wurde nicht fortgesetzt.

Ununterbrochen dauerte der schnelle Marsch über die Karroo. Die Sonnenstrahlen fielen bereits schräg, und die beiden Kopjes, die das Ziel des langen Marsches zu bilden schienen, warfen breite Schlag Schatten vor sich her.

Van der Rath gab seinem Pferd die Sporen und ritt an die Spitze. Dort hielt er an und beschattete mit der Hand die Augen, aber wie sehr er sie auch anstrengte, so schien doch nichts die Anwesenheit anderer Menschen anzudeuten, bis plötzlich der Knall eines Gewehres, das weit im Norden abgefeuert wurde, das Ohr der Mannschaft erreichte und sie erstaunt die Pferde mitten im Lauf anhalten machte. Binnen zehn Sekunden war die ganze Abteilung bis auf wenige Leute um den Anführer versammelt.

„Das war Jans Büchse,“ sagte einer der Männer gedämpft.

„Dort ist ein Rotkopf gefallen,“ bemerkte ein anderer ebenso leise.

Alle blickten aufmerksam über die Karroo hinaus, um etwas zu entdecken, aber so weit der Blick reichte, lag die Ebene öde und leer und badete im Sonnenlicht.

„Dort drüben ist ein Sloop,“ erklärte endlich der Mann, der die Gegend kannte.

„Wie weit entfernt?“ fragte jemand.

„Zwei Meilen höchstens, ich weiß es nicht mehr genau.“

„Und wie viele Meilen ist es von hier bis zu dem verlassenen Kraal?“ fragte der Feldkornett.

„Ungefähr gleichweit.“

„Dorthin müssen wir. Jan hat geschossen, er wollte uns warnen. Die Rotröde sind im Sloop versteckt. Nun, dort mögen sie bleiben, wir gehen nicht dorthin. Wir haben klug daran gethan, uns rechts von dem Kraal des Deutschen zu halten; jetzt haben wir nicht so weit dorthin wie die Engländer, aber wir werden unsre Pferde wohl bis aufs äußerste anstrengen müssen.“ Er stieß einen jener gellenden Pfiffe aus, welche die Lust gleich einer Büchsentugel durchschnitten, indem er ihn gedehnter ausstieß als gewöhnlich.

Die Seitendeckungen, die sich in der ungefähren Entfernung einer Meile auf jeder Seite befanden, warfen sofort ihre Pferde herum und ritten in Carriere zur Hauptabteilung zurück. Die linke hatte sich in dessen kaum hundert Meter von der Stelle entfernt, als ein gemeinschaftlicher Ruf aus zwanzig Kehlen zugleich sich erhob:

„Dort... seht dort, da sind sie!“

Wie von einer unterirdischen Eruption ausgespien, zeigte sich unerwartet eine Truppe berittener englischer

Infanterie drei Meilen weiter entfernt und jagte mit verhängten Jägeln dem Burentrupp nach.

„Vorwärts!“ kommandierte der Feldkornett, und in rasender Eile brausten Reiter und Wagen über die Karroo, so daß der rote Staub hoch um die Pferdehufe aufwirbelte. Von der Nath hatte von vorn herein gefürchtet, daß die feindliche Abteilung, die er mit einem einzigen Blick auf wenigstens dreihundert Mann schätzte, irgendwo auf dem Grund des Sloots versteckt sei. Einer ihrer Streiftrupps hatte vermutlich die drei Plänkler entdeckt, aus ihrer Richtung den Schluß gezogen, daß die nachfolgende Truppe den gleichen Weg nehmen würde, und sie deshalb unangestastet ziehen lassen. Als dann hatten die Engländer Deckung gesucht und eine ausgezeichnete in dem ausgetrockneten Flußbett gefunden, wo sie die Buren erwarteten. Aber wider Erwarten hielten sich diese ein paar Meilen östlich vom Sloat, weshalb der Feind, der ein sah, daß eine Ueberrumpelung nicht möglich war, im Vertrauen auf seine große Zahl heraufstieg und die Fliehenden zu verfolgen begann.

Während zwanzig Minuten hörte man nur das Keuchen der Pferde, das Knarren der Wagenräder und die ermahnenden Rufe der Männer, wenn ein Pferd strauchelte. Die Ebene bot fortwährend das gleiche Bild, bis auf einmal ihre Einförmigkeit von den halbgeschleiften Mauern einer Farm unterbrochen wurde. Zuerst ein rechteckiges Gebäude aus roten Ziegeln; das Strohdach war längst verfault, und seine Reste, die der Wind noch nicht fortgerissen, lagen unordentlich auf einem verwahrlosten Hofplatz herum. Hinter dem Wohnhause lag der leere Viehstall, von einer niedrigen Steinmauer umgeben, und im Innern eine Schafstürde nebst ein paar verlassenen Rassenhütten.

Als die letzten Buren um die südliche Ecke des Hauptgebäudes schwenkten und sich durch die Pforte des Kraals drängten, schmetterten einige Dutzend Kugeln gegen die Wände des Hauses hinter ihnen und rissen einige Splitter los, die dem Nachtrupp um die Ohren sausten.

Die verfolgende englische Abteilung hatte die Unmöglichkeit eingesehen, die Burenkolonne auf der kurzen Wegstrecke einholen zu können, die sie von den schützenden Mauern des Kraals trennte, und eröffnete deshalb auf große Entfernung ein Feuer, das aber wenig Schaden anrichtete.

Reuchend vor Anstrengung nach dem scharfen Ritt wurden die Pferde in die Schafstürde geführt, deren hohe und verhältnismäßig starke Mauern ihnen hinreichenden Schutz gegen das Gewehrfeuer des Feindes boten. Unter Bewachung durch fünf Mann erhielten die Gefangenen den Befehl, sich dahinter zwischen die Wagen zu setzen. Während dieses mit einer Eile geschah, die bewies, daß jede Minute kostbar war, lauerten sich die übrigen Buren innerhalb der Ruinen des Kraals nieder. Sie zerstreuten sich, indem sie Deckung hinter Steinblöcken und Erhöhungen suchten, erwartend, was der drohenden Einleitung folgen sollte.

Eine bange Erwartung erfüllte die Luft. Die Verteidiger blieben unbeweglich auf ihren Plätzen, und auch ihre Pferde spitzten die Ohren, als ahnten sie, daß etwas Ungewöhnliches bevorstand.

Die englische Truppe war inzwischen abgeessen, und aus ihrem Versteck sahen die Buren, wie die Pferde nach dem Sloat zurückgeführt wurden, während eine Compagnie auf der Stelle eine Schützenlinie bildete und rasch über die Ebene heranzurücken begann. Sicher gemacht durch den weiten Abstand, suchten sie noch keinen Schutz, sondern sprangen in kurzen Anläufen vorwärts, dann und wann stehen bleibend, um eine Salve abzufeuern.

Eine Menge kleiner Staubwolken verrieten, wo mehrere Kugeln eingeschlagen hatten, andre piffen über die Mauern des Kraals, und nur ein geringer Teil traf die Steine darin.

Die Buren blieben noch immer unbeweglich, ohne das Feuer zu beantworten, und mutig geworden durch das andauernde Schweigen des Feindes, rückte die Schützenlinie um fernere hundert Meter vorwärts.

Da erhob einer der besten Burenschützen sein Gewehr, zielte scharf und schob.

Einer der thaligekleideten Männer breitete die Arme aus, als ob er etwas umfassen wollte, taumelte ein paar Schritte zur Seite und fiel schwer zu Boden, wo er als gelbgrauer Fleck auf der dunkleren Fläche der Ebene liegen blieb. Ein Zucken ging durch die vorwärtstretende Linie, der kommandierende Offizier rief etwas, schwang seinen Säbel, und die Mannschaft warf sich sogleich auf den Bauch, so daß man im Kraal nur noch ihre Kopfbedeckungen sehen konnte. „Tausend Meter Visier!“ lautete der nächste Befehl, und allein von allen blieb nur der Compagniechef aufrecht stehen, um sich zu überzeugen, daß alles in gehöriger Ordnung sei.

Von der andern Seite wurde dies als Herausforderung betrachtet und die erste Salve abgegeben. Der Offizier klappte zusammen, als wäre er in der Mitte durchgeschnitten worden, und fiel.

Zwei von seinen Leuten sprangen auf, um ihn fortzutragen, und neue Schüsse knallten.

Der Kampf zwischen den beiden feindlichen Abteilungen schien heftig werden zu sollen. Die Schützenlinie draußen auf der Karroo zählte einen Verlust von drei Toten und fünf Verwundeten; im Kraal war ein Mann mit durchschossener Schulter zu dem Missionar getragen worden, der ihm die erste Pflege widmete. Die Schüsse fielen zahlreich, die kleinen Staubwolken wirbelten schnell überall empor und verschwanden ebenso schnell, aber etwas Rennenswertes wurde nicht ausgerichtet, obschon zwanzig spannende Minuten seit Beginn des Kampfes verfloßen waren. Die Buren unterhielten ein spärliches Feuer, dessen Wirkung sich aber dem des auf offenem Feld heranrückenden Feindes als überlegen erwies. Von der Nath wünschte ihn so viel als möglich nur in Schach zu halten während der Zeit der Dämmerung, um dann unter dem Schutz des Dunkels, wie er glaubte, den Rückzug um so leichter bewerkstelligen zu können.

Die Engländer schienen schließlich die Geduld verloren zu haben; ihre Schützenlinie nahm einen verzweifelten Anlauf und kam zweihundert Meter näher. Als die Soldaten sich von neuem niederwarfen, hätten sie ein Duzend Kameraden hinter sich auf dem Gelände zurückgelassen, denn das Feuer der Buren nahm schnell zu, sobald sie sich ihm vollständig aussetzten. Während eine der drei Compagnien mutig den Vorstoß ausführte, setzte sich die zweite gegen die Köpfe im Norden in Bewegung. Ihre Glieder marschierten außer Schußweite eiligt über die Karroo, während die Verteidiger des Kraals sich umsonst die Köpfe zerbrachen, um zu ergründen, warum diese Bewegung gemacht wurde. Die dritte Compagnie, welche die Reserve bildete, lag noch immer unbeweglich neben dem Sloat.

Von der Nath erhob sich vorsichtig über die schützenden Steine und blickte der abziehenden Abteilung nach, hinter der eine leichte Staubwolke im Sonnenschein aufwirbelte. Er deckte sich sofort wieder, ohne etwas erfahren zu haben; eine englische Kugel schlug sich platt an den Steinen vor ihm und schleuderte ihm einige Splitter ins Gesicht, beweisend, daß auch der Feind gute Schützen besaß.

Eine halbe Stunde hatte das Schießen von beiden Seiten schon fortgedauert, und noch waren die Kämpfenden ungefähr achthundert Meter voneinander entfernt. Die Kugeln piffen ohne Unterlaß über das offene Gelände, und mehrere fanden ihren Weg zwischen die Steine, so daß die Verteidiger sich scharf in acht nehmen mußten. Neben dem Schafstall lagen jetzt drei Verwundete und ein Toter. Der Missionar sprach ein lautes Gebet, und der Ton seiner Stimme drang zuweilen, den Lärm übertäuschend, zu den kämpfenden Brüdern. Die Dragoner hatten sich auf einem kleinen Fled zusammengedrängt und warteten, während darüber, dem Feuer ihrer Landsleute ausgesetzt zu sein, die ja nichts von ihrer Lage wußten; ein losgerissenes Mauerstück hatte den einen getroffen; der franke Offizier phantasierte laut von Blut und Tod.

Plötzlich schwenkte die marschierende Compagnie nach rechts ab, bildete eine Schützenlinie und rückte dann gleichfalls gegen den Kraal vorwärts. In weniger als einer halben Minute hatten die Buren die Lage begriffen und die Gefahr erkannt, welche die letzte Bewegung des Feindes mit sich brachte. Sie wurden nun von zwei Seiten bedroht, und breitete sich der äußerste Flügel der Engländer gegen Osten aus, so waren sie bald umzingelt. blieb der Feind nur in seinen Stellungen, so war ein Rückzug nach einer andern Seite als derjenigen, von der sie gekommen, unmöglich, und auch der letzte Ausweg wurde versperrt, weil ein Teil der Reserve sich gegen Süden in Bewegung gesetzt hatte.

Einstweilen war jedoch von der Nath der Situation gewachsen. Er teilte seine Truppe in drei Abteilungen, deren Aufgabe es war, je eine der drei Seiten zu bewachen. Die Hauptabteilung behielt ihren Platz bei, der am besten geschützt war, und die beiden kleineren Abteilungen nahmen den Kampf gegen die vorrückenden Flügel der Engländer auf. Trotz des hartnäckigen Widerstandes hatte doch der Feind einen großen direkten Vorteil durch seine umgehende Bewegung errungen, und die Buren sahen ein, daß ihre Stellung bald unhaltbar sein würde. Von drei Seiten dem Gewehrfeuer ausgesetzt, waren die halb verwitterten Mauern des Kraals ein sehr ungenügender Schutz, und besorgte Blicke wurden offen zwischen den Verteidigern gewechselt. Sie verfeuerten bereits in nervöser Hast ihre Patronen, ihre Augen glühten, die Atemzüge waren feuchend, aber obschon die Aufregung des Kampfes zunahm, sank doch ihr Mut. Scharf zu zielen, war nicht mehr möglich, hier galt es vor allem, den Gegner mit so vielen Geschossen als möglich zu überschütten, und die Mauersegewehre knallten nun ununterbrochen. In diesem Augenblick war ihre oft gerühmte Treffsicherheit nicht viel wert, denn nur Leute, die sich gedeckt wissen und

darum ihre Kaltblütigkeit bewahren, vermögen diesen Vorteil gebührend auszunützen.

Auch die Engländer unterhielten ein mörderisches Schnellfeuer. Unaufhörlich sausten ihre Kugeln über den Rand der Steinmauer oder prallten an Ecken und Vorsprüngen auf und nahmen Richtungen an, die zum Voraus zu berechnen unmöglich war. Die Anzahl der Verwundeten innerhalb des Kraals vermehrte sich um drei, die liegen blieben, wo sie getroffen worden waren, weil niemand sich zur Stelle wagte, um sie aufzuheben. Die Stellung hinter dem Schafstall bot auch keinen Schutz mehr; ein paar Kugeln waren durch die Verkleidung der Wagen gedrungen und hatten das Zelttuch zerrissen; ein Pferd wurde am Kopf verwundet, scheute und rannte auf die Karroo hinaus, einige erschrockene Genossen mit sich reisend.

Es wurde unerträglich hinter den Steinhaufen. Einem jungen Mann wurde von einer verirrtten Kugel die Schulter durchbohrt, und als er, vor Schmerz sich windend, zu entkommen suchte, zerquetschte eine neue Kugel ihm den einen Ellbogen. Einem alten Mann wurde das Kinn zerrissen, das hervorsprühende Blut färbte seinen langen weißen Bart. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er ins Leere, während ein leiser Jammerruf aus seiner Kehle drang. Eine Minute nachher sank er zusammen und blieb liegen, eine Kugel war gerade durch seinen Kopf gegangen und hatte sich an dem Stein hinter ihm plattgeschlagen. Er war der zweite Tote.

Die Lage der Verteidiger wurde verzweifelt. In zwanzig Minuten hatte sich die Aussicht ganz verändert, der bloße Gedanke an Flucht erschien als Wahnsinn; von zwei Seiten dem Kreuzfeuer ausgesetzt, würden sie bis auf den letzten Mann fallen, sofern sie nicht — niemand hatte noch den Gedanken in Worte umgesezt — sich auf Gnade oder Ungnade ergaben. Die Ruinen des Kraals gewährten nur nach einer Seite Deckung; die, welche sich neben der nördlichen Mauer niederlauerten, waren den Kugeln von Süden ausgesetzt, und ähnlich verhielt es sich mit denen, die auf der entgegengesetzten Seite lagen. Die Sicherheit, die das Bewußtsein, den Rücken frei zu haben, schenkt, hatten sie nicht mehr, und überdies waren sie gezwungen, ihre ganze Wachsamkeit aufzubieten, um sich nach vorn zu schützen. Das allein war schon anstrengend genug, denn sobald ein Hut sich über den Steinen zeigte, piffen sofort ein paar Kugeln nach ihm, und der Eigentümer konnte sich glücklich schätzen, wenn er nicht auf der Stelle getötet wurde.

Die Engländer rückten langsam, aber sicher näher; die Lücken zwischen ihren drei Abteilungen waren mit einigen Truppen von der Reserve ausgefüllt worden, ihre Flügel dehnten sich nach Osten aus, und es war leicht zu berechnen, wann alles ein Ende nehmen würde. Wie ein Hagelschauer schmetterten ihre Kugeln gegen die Steine, suchten und fanden jede Spalte, drangen überall durch, von rechts und links und von vorn.

Die Aufregung der Verteidiger wuchs, einzelne Jammerrufe ließen sich vernehmen, klagende Schreie wurden hörbar. Ein Bursche mittleren Alters begann laut einen Psalm zu singen, und es wurden ein paar Versuche gemacht, in den Gesang einzustimmen; ein Jüngling daneben weinte, und ein Mann, der in einem Anfall von Geistesverwirrung sich erhob, wurde sofort mit zwei Kugeln im Unterleib zu Boden geworfen. Die Kaltblütigkeit, die sonst ein hervorragender Zug im Charakter des Burs ist, war verschwunden; Todesfurcht hatte die Männer ergriffen und umklammerte sie mit eisernen Fingern. Diejenigen, die sich das erste Mal im Feuer befanden, hatten hoffnungslos und zitternd sich zwischen Steine und in Gruben verkrochen, es den Kameraden überlassend, den nutzlosen Kampf fortzusetzen. In einer zum Voraus gewählten und gut gedeckten Stellung den stürmenden Feind mit einem Hagel von Kugeln zu überschütten, war ein Kinder spiel gegen dieses. Sie lagen ausgestreckt am Boden, über und um sie schwirrten in allen Richtungen ohne eine Sekunde Unterbrechung die Boten des Todes, auch die geringste Bewegung war gefährlich und konnte ein Leben kosten. Und der Feind kroch noch immer näher und näher, schloß den Kreis um sie, und bald, vielleicht schon nach wenigen Minuten, sausten seine Kugeln von allen Seiten in den Kraal.

Die englischen Offiziere hatten viel gelernt durch die großen Verluste in den früheren Kämpfen. Die Zeit, in der sie in sorglosem Uebermut die Truppen zum mörderischen Frontangriff auf fast uneinnehmbare Stellungen kommandierten, war vorüber; mit den Nasen am Boden krochen die Angreifenden jetzt näher, die Verteidiger mit unzähligen Geschossen überhäufend. Sie führten umgehende Bewegungen aus, erspähten die schwachen Punkte des Gegners und sorgten vor allem dafür, daß sie eine unbestrittene Uebermacht besaßen.

Ohne Uebereilung arbeiteten sich ihre Soldaten liegend über die ebene Fläche vorwärts. Wenn die Mannschaft eines halben Trupps ihre Stellung änderte, verdoppelten die übrigen ihr Feuer, und wenn sie kriechend dem Kraal zwanzig Meter näher gerückt

waren, knallten ihre Gewehre ebenso eifrig, während ihre nächsten Nachbarn über den roten Sand glitten und neben ihnen in die Linie rückten.

Kurz vor Einbruch des Dunkels glaubten die englischen Offiziere, daß nun die Frucht reif wäre. Sie hofften fest auf den Sieg, ein unbestimmtes Etwas sagte ihnen, daß die Widerstandskraft der Buren vollständig zu brechen begann, und sie hatten keine überflüssige Eile. Sie warteten kaltblütig und wogen genau jede Aussicht für und dagegen ab. Der Plan zum Schlusangriff war schon fertig, es blieb nur übrig, den passendsten Augenblick zu wählen, nachher sollte alles binnen wenigen Minuten abgemacht sein. Aber solange noch vierzig Mausergewehre da drüben knallten, war es unklug, zu beginnen, erst wenn die Hälfte davon verstummte, war die rechte Zeit gekommen. Der Angriff sollte gegen das verlassene Haus gerichtet werden, es stand höchstens dreißig Meter vom Kraal entfernt, und ein Duzend Schützen auf dieser Seite würde genügen, die Stellung der Buren zu beherrschen.

Der englische Befehlshaber, der am Sloop stehen geblieben war und mit seinem Feldstecher alle Stadien des Kampfes beobachtete, blickte ruhig auf seine Uhr und wandte sich dann an einen Offizier in seiner Nähe.

„Leutnant Seewel, unterrichten Sie Kapitän Stone davon, daß er in genau fünfzehn Minuten stürmt. Sagen Sie ihm, daß die ganze Reserve vorrücken und am Angriff teilnehmen soll.“

Der Adjutant warf einen verstohlenen Blick auf „die ganze Reserve“, welche, die Bewachungsmannschaft der Pferde inbegriffen, höchstens fünfzig Mann ausmachte.

„Soll geschehen, Herr Major!“ sagte er und ging, um den Befehl auszuführen.

Mit einem freundlichen Nicken fertigte ihn der Bataillonschef ab und vertiefte sich dann einen kurzen Augenblick in angenehme Grübeleien. Der Zufall hatte ihm die Aufgabe leicht gemacht, er war zufrieden. Eine gelungene Retagnoscierung, ein Sieg, achtzig Gefangene nach einem harten Kampf, und ein Rapport, der seinen Namen in alle Zeitungen bringen würde. Er nickte erfreut, er sah sich schon im Geiste in der Uniform eines Obersten, er hatte Glück gehabt.

Hinter einem wüsten Steinhaufen lag ein anderer Befehlshaber, dessen Gedanken eine traurige Richtung genommen hatten. Van der Nath's Gesicht war sehr bleich. Er besaß eine vollständig klare Vorstellung von dem, was in der Brust seiner Männer vorging; er sah ihre schlaffe Mutlosigkeit, ahnte ihre düsteren Gedanken und merkte, daß das Ende sich näherte. In Bezug auf sich selber hegte er keine Furcht, aber statt dessen fragte er sich, ob es recht sei, das Leben seiner Freunde noch länger aufs Spiel zu setzen, da der Ausgang schon gegeben war. Er war nicht daran gewöhnt, über schwer zu lösende Rätsel nachzugrübeln, und er erwog nicht das Dafür und Dagegen; mit einem festen Griff zwang er sich, der unerbittlichen Wahrheit in die Augen zu sehen. Und er sah, daß seine Expedition

versehrt war, er würde seine Kameraden nie mehr treffen. Wenn ihn der Tod nicht in einigen Sekunden erreichte, dann standen ihm die Pontons von Kapstadt und später St. Helena in sicherer Aussicht. Obschon noch niemand eine Andeutung darüber gemacht hatte, so ahnte er doch, daß alles verloren war, es blieb nur übrig, sich zu ergeben. Er dachte an seinen Sohn, den kleinen Jaak, der während seiner Abwesenheit die Farm beaufsichtigte, und er lächelte wehmütig; sie würden sich wahrscheinlich in diesem Leben nicht mehr treffen. Und dann richtete er seine Augen gegen den Himmel über sich.

„Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobet,“ murmelte er. Die ehrliche, warme Religiosität, die ihn und die

den Feldkornett. Aus den fieberhaften Bewegungen und dem Zucken in seinem bleichen, halb abgewendeten Gesicht erriet er, was bevorstand. Und als er das weiße Tuch in der Hand des andern sah, trat er ruhig zu ihm, um ihn in seinem Voratz zu bestärken. Die Augen pfliffen um seinen weißhaarigen Kopf, von dem der Hut fortgerissen und durchbohrt fortgeschleudert wurde. Der Alte sah sich nicht um, er ging ruhig weiter, ohne getroffen zu werden, und sich neben dem Feldkornett auf die Kniee niederlassend, legte er leicht die Hand auf dessen Schulter.

„Es ist unser einziger Ausweg,“ sagte van der Nath entschuldigend. „Unser einziger Ausweg,“ wiederholte er wieder und blickte fragend ein paar seiner Männer an, die näher zu ihm hingetrochen waren und stumm seinem Thun zusahen.

Sie hatten verstanden und nickten schweigend und mutlos zum Zeichen der Zustimmung; was er gesagt, war Wahrheit, es blieb nur eines übrig: sich zu ergeben.

Der Missionar half ihm schnell das Tuch am Gewehr befestigen.

Ein bitterer Kampf wurde in der breiten Brust des Feldkornetts ausgelämpft, und noch einmal sah er sich spähend um, vielleicht gab es doch eine Möglichkeit, die die Kapitulation verhindern konnte. Aber nichts war zu entdecken. Der Himmel wölbte sich unnahbar hoch und blau über sie, die Nachmittagssonne strahlte auf den roten Sand und die verkrüppelten Karroobüsche, die Linien des Feindes trochen unaufhaltsam näher, und ihr Feuer nahm zu, wahrscheinlich einen Schlusangriff verkündend. Dies mußte verhindert werden, und mit einem schmerzlichen Stöhnen ergriff van der Nath sein Gewehr am Kolben, um seine schmutzige Parlamentärflagge zu erheben. Aber ehe dies geschah, fragte er dumpf:

„Wie viele?“

„Sechs Tote, neunzehn Verwundete,“ lautete die gedämpfte Antwort seines Nachbarn zur Linken.

Ein neuer schwerer Seufzer bahnte sich den Weg über van der Nath's Lippen. Es war also zu Ende mit seinem so glücklich begonnenen Streifzug. Er wußte, daß Rettung sich auf der andern Seite der beiden Kopjes befand, deren Gipfel er auf seinem

Platz im Norden unterschied; er war nicht dorthin gelangt, sondern genötigt gewesen, sich auf einer dafür ungeeigneten Stelle in ein Gefecht einzulassen. Er stand am Ende. Alles zusammen bot ein Bild des hoffnungslosen Kampfes seines kleinen, treuen Volkes, die Uebermacht war zu groß. Er erhob das Gewehr, ein leichter Windzug schiedte sich an, den kleinen Zeuglappen zu entfalten — da, in der nächsten Sekunde wurde ihm das Gewehr aus der Hand geschlagen und fiel zu Boden. Van der Nath wandte sich phlegmatisch um; jetzt überraschte ihn nichts mehr, aber er wollte doch den sehen, der ihn zu hindern gewagt hatte. Da erblickte er das vor Aufregung glühende Gesicht Zimmers dicht neben sich.

„Woher kommst du?“

Zimmer antwortete nicht auf die Frage, er schöpfte zuerst Atem und leuchtete dann in das Ohr des



Die kleinen Virtuosen. Nach dem Gemälde von C. von Bergen.

Mehrzahl seiner Landsleute auszeichnete, hatte ihn den einzigen Trost finden lassen, den es in der Stunde der Not gab. Die Erinnerung an den hart geprüften Hioh, dessen Worte er so oft in seiner Bibel gelesen hatte, gab ihm seine für einen Augenblick verlorene Stärke zurück und schenkte ihm Mut in der Prüfung, der größten in seinem bisherigen Leben.

Abraham van der Nath war ein Mann der That; denken war für ihn gleichbedeutend mit handeln. Er streckte sich der Länge nach auf dem Boden aus und suchte nach seinem Taschentuch, das er am Gewehrlauf befestigen und in die Luft heben wollte. Er allein war für aller Leben verantwortlich, er war der Befehlshaber und wollte thun, was unter diesen Umständen allein übrig blieb.

Ohne der Gefahr zu achten, der er sich aussetzte, hatte der Missionar sich ausgerichtet und betrachtete



Der erste Schnee auf der Alm. Nach dem Gemälde von Ernst Meisner.

Photographie von Franz Schöner in München.

Feldkornetts: „De Blij hat seinen Marsch gegen Süden angetreten.“

„Was sagst du?“ Es flammte auf in van der Nath's Augen. „Wo ist er?“

„Zwanzig Meilen nördlich von den beiden Kopjes.“ „Zu weit entfernt, er gelangt nicht zu rechter Zeit hierher.“ Der Blij in seinen Augen war erloschen, und van der Nath griff wieder zu seinem Gewehr, aber Zimmer hinderte ihn zum zweitenmal.

„Lasse mich ausreden. Du Wallou ist dort mit der Vortruppe.“

„Bei den Kopjes? Ah!“ Mit einem Eifer, ebenso natürlich wie sein vorheriges absichtliches Zögern, riß er die Parlamentärflagge von dem Gewehr, zielte nach dem Karroo hinaus und schoß. „Schnellfeuer! Schnellfeuer!“ schrie er laut. „Der Kommandant ist da!“

Wie ein elektrischer Stoß ging es durch die mutlose Schar. Sie senkten die Gewehre, erhoben sie wieder, und bald verkündete ihr lebhaftes Feuer, daß ein anderer Geist hinter den Steinhäufen des Kraals herrschte.

„Der Kommandant! Der Kommandant!“ murmelten die Buren. Sie nickten einander munter zu; was hatte es zu sagen, wenn noch einige Leute fielen? Rettung kam ja, und die Ueberlebenden entgingen dem, was nächst dem Tod am schlimmsten war, nämlich dem Gefangnis, als Gefangene der verhassten Eindringlinge fortgeführt zu werden.

Die langsame, aber deutlich wahrnehmbare Abnahme des Feuers aus dem Kraal hatte den Engländern den richtigen Eindruck beigebracht, daß der Widerstand der Buren endlich gebrochen wäre. Sie bereiteten sich sorgfältig zu dem letzten Vorstoß vor, als der Kampf aufs neue ausbrach. Sie glaubten, daß dies der letzte verzweifelte Versuch wäre, und blieben bis auf weiteres in ihren Stellungen; sie wollten den Sieg nicht noch teurer erkaufen, als dies bereits geschehen war.

Der Kampf kam wieder in Gang, die Angreifer machten eine kurze Pause, wie um für die kommenden Anstrengungen neue Kräfte zu holen, sie fragten sich augenscheinlich nach der Ursache des Schnellfeuers, das einen wahren Orkan von Blei auf die Karroo schleuderte. Die vielen kleinen Kniffe der Buren waren etwas, das jeder englische Befehlshaber mit in Betracht ziehen zu müssen glaubte. Daß ihr Feuer vorher ein wenig nachgelassen hatte, war wohl eine ihrer gewöhnlichen Kriegslügen; sie wollten den Gegner dazu verleiten, sich bloßzustellen und einen verfrühten Angriff zu machen, aber er glaubte warten zu können, es dauerte ja noch eine halbe Stunde bis Sonnenuntergang. Und höchst vergnügt darüber, daß er sich nicht zum letzten Sturm hatte verleiten lassen, erteilte der Bataillonschef einen neuen Befehl, der den früheren aufhob.

Reuchend und schnaufend lag Zimmer am Boden neben dem Feldkornett, er hatte ein Tagewerk ausgeführt, das bedeutend mehr als gewöhnliche Menschenkräfte erforderte. Nach einem Ritt, der ihn sein gutes Pferd gekostet hatte, hatten die drei Späher den Sloop erreicht und waren beinahe in die auf seinem Grunde lagernden Bataillone hineingeraten. Die Pferde herumzuwerfen und nach den Kopjes im Norden zu stürmen, war das Werk eines Augenblicks, und als ihre Verwunderung darüber, daß sie heil entwischt waren, sich gelegt hatte, begannen sie sich zu fragen, warum sie nicht beschossen worden seien. Die nächste Frage war, wie es ihren Freunden ergehen würde, die hinter ihnen marschierten. Daß etwas gethan werden mußte, war ihnen klar, denn es war nicht schwer zu verstehen, daß der Feind sie nur in der Hoffnung auf einen besseren Fang unangestastet gelassen hatte. Wie es sich eigentlich verhielt, das wußten sie noch nicht, sie ritten auf Leben und Tod und erreichten die beiden Kopjes eine Stunde, bevor van der Nath mit seiner Truppe auf dem Platze anlangte, wo er seinen Rückzug abgeschnitten fand.

Am Fuß des nächsten Kopjes stürzte Zimmers Pferd. Es wurde als ein ausdauerndes Tier betrachtet, und der Sturz war eine vollständige Ueberraschung für den Reiter, der im Sturz mitgerissen wurde und dabei verschiedene Schrammen und Püffe davontrug. Aber er war sogleich wieder auf den Füßen, sich nachdenklich im Haar krauend; es war ein hartes Ding, zu Fuß sich draußen auf der Karroo zu befinden.

Ratlos umstanden die drei Männer den toten Gaul, bis der alte Jan endlich entschied, was sie weiter thun wollten. Er wollte eines der Kopjes besteigen, um einen Ueberblick über die Gegend zu gewinnen. Zimmer konnte einstweilen sein Pferd nehmen, worauf die beiden andern den Weg durch den Paß einschlagen sollten. Nur widerwillig gehorchten die jungen Männer, aber sie bereuten es nicht. Sie ritten um die Felsen, während Jan seine steifen Beine anstrengte, um an ihren schroffen Seiten hinaufzuklettern. Halbwegs zum Gipfel gelangt, rief er ihnen etwas zu, und Pieter Gups verließ sein Pferd, um zu hören, was er wollte; es war etwas ganz Ungewöhnliches, daß der alte Jan van Gracht seine Arme wie Windmühlensflügel schwang. Es nahm nur wenige Minuten Zeit in Anspruch, bis der an die

Berge seiner Heimat gewöhnte nur seinen älteren Begleiter erreichte, der eifrig gegen Norden zeigte.

„Siehst du dort, Pieter, wie? Das sind bestimmt keine Rotröcke, die auf solche Weise über die Karroo ziehen.“

Pieter Gups beschattete mit der Hand die Augen und sah eine größere Kolonne von Norden her gegen jenen Paß marschieren, wo sie sich befanden. Einen Moment blieb er ruhig, dann brach er in einen stürmischen Jubelruf aus.

„Es sind die Unsrigen, der Kommandant zieht gegen Süden.“

Der alte Jan hatte seine Brille aus der Tasche gezogen, setzte sie sehr umständlich und langsam auf die Nase und ließ seinen Blick über die Landschaft von Norden nach Süden schweifen. Unter ihm lag auf beiden Seiten die meilenweite Ebene, auf deren roter, gleichmäßiger Fläche da und dort kleine Gruppen von Karroobüschen unregelmäßige Striche zogen.

„Hm,“ sagte er und schüttelte nachdenklich den Kopf, „dort kommen die Unsrigen, aber sie sind noch mehrere Meilen weit entfernt, und dort drüben,“ er hatte sich gegen Süden gewendet, „reitet van der Nath auf Tod und Leben. Was hat aber seine Gile zu bedeuten? Mir gefällt es nicht, daß sie wie Verrückte dahersprengen, es ist wirklich nicht leicht, bei einem solchen Ritt zu sehen und zu hören. Nun, nun, wir werden sie wohl warnen müssen, sonst sind sie in einer halben Stunde mitten unter den Rotröcken.“ — Jan spannte den Hahn seiner Büchse, zielte nach der Ebene hinaus und schoß. — „Hoffe, daß sie den Knall hören und die Absicht verstehen. — Ah, sie halten, und... ja so, sie schwenken nach rechts ab. Da reitet ein kluger Mann an der Spitze, der versteht seine Sache.“ — Und zufrieden lud Jan aufs neue, während er mit der umständlichen Beredsamkeit eines gewöhnlichen Alten fortfuhr: „Jetzt bereuen die Rotröcke wohl, daß sie uns drei durchgelassen haben, aber das ist nun nicht zu ändern. Hm, hm, hierher können die Unsrigen nicht mehr, aber der Kraal bietet gewiß nicht schlechte Deckung. Pieter, mein Junge, wenn wir Zeit hätten, so solltest du ein schönes Schauspiel sehen, aber du mußt dem Kommandanten entgegenreiten und ihn ersuchen, seinen Marsch ein wenig zu beschleunigen; denn die Engländer sind sicher vierhundert Mann stark... Aber vierhundert von ihnen sind nicht zu viel gegen achtzig der Unsrigen, denn ein Bur ist so gut wie zehn Rotröcke. Ich weiß das; ich habe schon häufig genug auf sie geschossen, aber es ist unnütz, unser Blut in kleinen Kämpfen zu verspritzen, es ist viel besser, wenn wir sie gefangen nehmen. Reite, was das Pferd rennen kann, zum Kommandanten, und sage ihm, daß er sich beeilen soll, jede Minute Zögerung kann ein Menschenleben kosten. Also fort, mein Junge, aber sage Zimmer zuerst, daß er den Feldkornett benachrichtigt. Abraham van der Nath ist mein Freund, und es würde mir leid thun, wenn ihm im Gefecht etwas begegnete. Man schießt immer sicherer, wenn man weiß, daß sich Hilfe in der Nähe befindet; ich kenne das, habe dergleichen schon mehrmals mitgemacht. Schnell, sage ich, schone weder dich selbst noch das Tier; das Pferd laßtst du ersehen, ein toter Mensch aber ist und bleibt tot.“

Und der alte Jan van Gracht nickte billigend, als Pieter Gups die Felsen hinabstürzte, im Vorübergehen Zimmer ein paar Worte zurief, in die Bügel stieg und fortsprenge. Dann nahm der Alte sein Gewehr unter den Arm und kletterte langsam wieder hinab an den Fuß des Kopjes, wo er es sich so bequem als möglich machte und den Gang der Ereignisse abwartete, bereit, am Kampf teilzunehmen, wenn ein Feind in Schußweite kam. Daß er sich einer großen Gefahr aussetzte, indem er einsam ein paar Meilen von seinen Freunden entfernt Posto faßte, fiel ihm nicht ein. Trotz seiner siebzig Jahre betrachtete er sich als ebenso gut wie zehn reguläre Soldaten, und wenn es galt, so wechselte er Schüsse mit einer doppelt so großen Zahl. Der alte Jan war sehr halsstarrig und beurteilte die modernen Soldaten mit dem gleichen trohigen, verächtlichen Hochmut, wie er und seine Freunde aus früherer Zeit nach Majuba*) von allem Engländern sprachen.

Von den drei Spähern war Zimmer die schwierigste Aufgabe zugefallen. Solange er sich im Paß befand, dachte er nicht weiter an die Schwierigkeiten, aber als er an dem Kopje vorüber war, sah er ein, daß jede Sehne und jeder Muskel angespannt werden mußte. Von dort, wo er nun auf dem Pferde des alten Jan hielt, war es ungefähr gleich weit zur ersten Schützenlinie der Engländer wie zum Kraal. Geradeaus zu reiten, würde der sichere Tod gewesen sein, da er sich dadurch dem Gewehrfeuer des Feindes in der Nähe aussetzte. Und während er noch überlegte, ob es ratsamer wäre, zu Pferd einen langen Umweg zu machen, um den Kraal von rückwärts zu erreichen, oder ob er zu Fuß dorthin zu gelangen suchen sollte, setzte sich

*) Am 27. Februar 1881 wurden dort die englischen Truppen in dem 1880 ausgebrochenen Burenaufstand entscheidend geschlagen.

eine englische Abteilung gerade gegen ihn in Bewegung. Zimmer glaubte entdeckt zu sein und warf sein Pferd herum, bemerkte aber bald, daß niemand sich um seine Anwesenheit auf diesem Teil des Schlachtfeldes kümmerte. Es mußte ein rascher Entschluß gefaßt werden, und er beschloß, gegen Osten zu reiten, der Schützenlinie auszuweichen und von der offenen Seite sich in den Kraal hineinzuschleichen. Gleich seinen Landsleuten war er kein Freund von langen Ueberlegungen, er lenkte sein Pferd nach der Ebene hinaus und spornte es zu raschem Galopp an. Zwanzig Minuten ritt er so weiter, dann schwenkte er gegen Süden um und ritt einige Zeit in dieser Richtung. Er wurde indessen bald entdeckt, und ein paar Kugeln, die bedenklich nahe an seinem Kopf vorbeischnitten, unterrichteten ihn auf unangenehme Weise davon.

Die zweite Schützenlinie der Engländer war formiert, und die Soldaten auf dem Hügel hatten den einsamen Reiter bemerkt und ihn zum Ziel genommen.

Zimmer glitt aus dem Sattel, überließ das Pferd seinem Schicksal und ging zu Fuß nach dem Kraal. Er schätzte die Entfernung, die ihn von ihm trennte, auf höchstens eine Meile und setzte sich in einen gleichmäßigen Trab. Aber auch jetzt behielt der Feind ihn im Auge, und wieder fausten ein paar Kugeln an ihm vorüber. Um sich auf die leichteste Weise aus dem Spiel zu ziehen, that er, als wäre er getroffen, und ließ sich plötzlich zu Boden fallen. Er lag eine Weile still, und als er sich dann vorsichtig umsah, glaubte er zu bemerken, daß niemand mehr auf ihn acht gab. Auf Händen und Füßen kriechend rückte er vor und gelangte so weit, daß er nur noch etwa einige hundert Meter vom Ziel entfernt war. Aber da wurde die Gefahr auch größer. Jede Kugel, die über die Mauern des Kraals pfiß, flog auf die Karroo hinaus. Hier herrschte nur allein der blinde Zufall; suchte er Deckung auf der einen Seite, so kamen die Kugeln dicht von der andern; sie schlugen alle möglichen Richtungen ein, und jede Berechnung war hier unmöglich. Rings um ihn wirbelten die kleinen roten Staubwolken, beweisend, wo die Kugeln einschlugen, unaufhörlich raschelte es im Gebüsch, und ein leichter Regen von Zweigen und Blättern fiel vor ihm, neben ihm und hinter ihm nieder. Zimmer erkannte, welcher Gefahr er sich aussetzte, aber dies änderte nichts an seinem Entschluß; er wollte und mußte ans Ziel.

Ein paar Minuten kam es ihm vor, als ob die Verteidiger in trostlos langen Zwischenräumen schossen. Er wurde unruhig, rückte schneller vorwärts, suchte zu ergründen, welchen Schutz jede Erhöhung des Geländes ihm möglicherweise bieten könne, und kroch weiter, jeden Augenblick erwartend, getroffen zu werden.

Er mußte einen Augenblick innehalten, um auszuruhen; sich wie ein erschrockener Vogel zu ducken, war unglaublich anstrengend. Auf der Stelle, wo er sich jetzt befand, kreuzte sich das Feuer der auf der Karroo liegenden Soldaten. Ohne Pause fausten die Kugeln über ihn hin, es nützte nichts, daß er sich platt auf den Boden legte, und mit einem zornigen Fluch drückte er sich zehn Schritte weiter in eine Grube nieder. Es galt dann nur, auf die eine oder andre Weise vorwärts zu gelangen. Sobald er nur die geringste unvorsichtige Bewegung machte, pfiß der Tod dicht an seinem Ohr vorüber und machte seine Pulse in schwindelnder Weise pochen. Rückwärts zu kriechen war ebenso gefährlich wie auf der Stelle zu bleiben, die einzige Aussicht bestand im Weiterkriechen. Er schloß die Augen, um nicht sehen zu müssen, wo die Kugeln einschlugen, aber nun hörte er sie um so deutlicher, sein Herz klopfte wie ein von kräftiger Hand geführter Hammer, und die Zunge klebte ihm steif und geschwollen am Gaumen. Eigentliche Furcht kannte er nicht, dies war viel mehr, und mit schmerzenden Gliedern wand er sich weiter; dort drüben würde alles besser werden. Seine Gedanken verwirrten sich, er handelte in einer Art Traum, der ihn zum Vorwärtstreiben zwang.

Als er etwa dreißig Meter auf seinem gefährlichen Weg vorwärts gekommen war, bemerkte er, daß sich die Fläche wie wellenförmig erhob. Dieses neue Hindernis gab ihm vollständig seine Entschlossenheit zurück, und kaltblütig blickte er auf die Seite. Soviel er mit einem schnellen Blick sehen konnte, würde eine Umgebung des Hügels zu lange Zeit in Anspruch genommen haben, da er sich gleich einer erstarrten Welle von Norden nach Süden erstreckte, so weit das Auge sehen konnte; er mußte über ihn hinübergelangen.

Zimmer drückte sich hart gegen den Boden, bediente sich der Ellbogen und Kniee und arbeitete sich vorwärts. Als er über die höchste Kante glitt, wurde sein Scheitel wie von einem Peitschenhieb getroffen. Er schloß die Augen, rollte sich zu einem Knäuel zusammen und landete in einer Vertiefung unter Milchdisteln. Sein Hut war fort, sein Gewehr hatte er verloren, und als er endlich nachzufühlen wagte, welchen Weg die Kugel genommen hatte, da fand er, daß sie nur eine schmerzhaft Schramme quer über den Kopf hinterlassen hatte. Seine beklommene Brust ließ einen tiefen

Seufzer hören, und wieder machte er sich auf den Weg. Zu seiner Verwunderung geschah nichts mehr; er war am Ziel, froh durch eine Öffnung in der Mauer, und über und über mit rotem Staub bedeckt, mit zerfetzten Kleidern und vom Schweiß durchnäßt, sank er neben dem Feldfornett zusammen. Er kam nicht eine Sekunde zu früh und pries sich glücklich, daß er sein Leben gewagt hatte; der Nutzen, den seine Nachricht brachte, wog das Risiko auf.

Die kurze Dämmerung sollte bald eintreten. Die Kugeln der Buren zischten durch jeden Spalt in, über und neben dem Steinhäusen hinaus, aber die Engländer blieben die Antwort nicht schuldig. Sie wollten der Sache ein Ende machen und sich nicht länger durch eine Handvoll Verzweifelter aufhalten lassen. Der befehlhabende Offizier schob sein Fernrohr zusammen, steckte es in das Futteral, zog seinen Säbel und winkte der Reserve. Vierzig Mann marschierten den Abhang des Sloots herauf, formierten sich und zogen auf die Karroo heraus. Der hartnäckige Widerstand ärgerte sie, sie glaubten lange genug gewartet zu haben und wollten keinen Pardon mehr geben. Der Major blickte seiner letzten Truppe nach und lächelte zufrieden, die Haltung der Männer war prächtig. Ehe er sich mit ihnen vereinigte, um persönlich den Angriff zu leiten, sah er sich um. Er that dies ganz mechanisch und ohne bestimmte Absicht, aber nachher beglückwünschte er sich dazu. Die beiden Kopjes schienen plötzlich lebendig geworden zu sein, und . . . und . . . er riß sein Fernrohr aus dem Futteral und richtete es gegen Nordwesten. Irrte er sich oder war es Wirklichkeit?

Ueber die Ebene hinter ihm trabte eine lange Reihe von Reitern gegen Süden. Ihre Pferde lagen wie Riemen dem Boden entlang; die Rückzugslinie der englischen Abteilung war schon abgeschnitten, und im Norden und Osten sprengten neue Truppen heran. Der Paß war ein Riesenmund geworden, der Feinde auf die Ebene ausspie. Das Fernrohr entfiel der Hand des Majors, die an die Stirn geführt wurde, wo die Schweißtropfen perlten. Er hatte blühend die Lage begriffen und gesehen, daß alles verloren war. Während seine Leute die Verteidiger des Kraals umzingelten, wurden sie selbst von einer überlegenen Truppe eingeschlossen. Es war eines jener unvorhergesehenen Ereignisse, an denen dieser Krieg so reich war. Der Major hatte jede Möglichkeit berechnet, seine Soldaten gewissermaßen über alles Lob erhaben geführt und hielt schon das Resultat seiner Kunst in der Hand, und gerade als er sie schließen wollte, um seinen Raub festzuhalten, zog der Zufall einen großen schwarzen Strich durch alles und verwandelte seinen Triumph in eine zerschmetternde Niederlage.

Ein Kanonenschuß dröhnte plötzlich vom Paß herüber, und eine Granate plakte draußen auf der Karroo. Sie richtete zwar keinen Schaden an, bewirkte aber eine Unterbrechung. Aller Augen wandten sich gegen Norden, die erhobenen Gewehre senkten sich, und eine Stille trat ein, die lähmender wirkte als der Lärm vorher. Dann knatterten die Gewehre wieder, und der Tod erntete, wo Menschen gesät hatten. Ein zweiter Kanonenschuß führte eine bessere Wirkung herbei, die Granate plakte mitten in der einen Schützenlinie, und einige erschrockene Soldaten fuhren auf, um sich zu flüchten. Die Einmischung der Kanonen erschien allen als eine ungeheure Überraschung, und als die Engländer endlich klar erkannten, was eingetroffen war, stellten sie ihr Feuer nach und nach ein. Die umgehende Bewegung der neuen Truppen war so schnell ausgeführt worden, daß diejenigen, deren Interesse ganz und gar von dem bisherigen Kampf gefesselt wurde, nichts merkten, bis es zu spät war.

Als die dritte Granate mit einem heftigen Zischen dicht neben der andern einschlug, wandte sich der Major an den einzigen Offizier, den er bei sich behalten hatte:

„Sehen Sie da,“ sagte er und reichte dem andern sein Taschentuch, „binden Sie es fest an Ihren Säbel und reiten Sie dorthin!“

„Major Foley!“

„Ja, ja, ich weiß, aber es nützt nichts. Ehe die Mannschaft hier anlangt und die Pferde bereit sind, haben die dort drüben uns erreicht. Es wäre vielleicht möglich, die Leute hier zu sammeln, aber was wird dann eintreffen, was glauben Sie? Sie vernichten uns mit ein paar Salven, und entgegen wir ihnen teilweise, so zerschmettern sie die übrigen mit den Kanonen.“

Der Offizier blickte seinen Vorgesetzten an und sah ihn verstohlen mit den Augen blinzeln, auf denen es wie ein feuchter Hauch schimmerte. Er senkte seinen Kopf vor dem Unvermeidlichen, nahm das Taschentuch, bestieg sein Pferd, das ein Soldat ohne Befehl herbeigeführt hatte, und sprengte gegen Norden. Während des Rittes befestigte er das Tuch an seinem Säbel, hob ihn in die Höhe und erteilte seinen nächsten Kameraden den Befehl, das Feuer einzustellen.

Einige Minuten später hörte das Schießen auf, die meisten hatten den Parlamentär gesehen und seine

Absicht verstanden. Nur von der Abteilung südlich vom Kraal knallten noch Schüsse, dort hatte man noch nichts von dem neuen Ereignis bemerkt und setzte den mörderischen Kampf fort. Der Befehlshaber sandte eine Ordonnanz dorthin, weil er den Gegner nicht unnötigerweise reizen und seine Leute Repressalien aussetzen wollte, aber ehe sein Bote dorthin gelangt war, entbrannte ein kurzes, aber scharfes Gefecht auf diesem Punkt.

Der Offizier, der den Befehl hatte, den Schlüsselangriff auszuführen, hatte die Verstärkung anlangen sehen und alles vorbereitet. Die Kanonenschüsse gaben ihm zu denken, und eine ganze Menge widersprechender Gedanken tummelte sich gleich einem Bienenschwarm in seinem Kopf, ohne daß es ihm gelang, Ordnung hineinzubringen. Sich eine bestimmte Meinung von dem zu bilden, was geschehen, war unmöglich infolge der Beschaffenheit des hier sehr durchschnittenen Geländes, das seinen spähenden Blicken die Ebene verbarg, mit Ausnahme des Raumes zwischen dem Kraal und der Stelle, wo er lag. Darauf angewiesen, seine Schlüsse aus dem zu ziehen, was er nicht im Stande war zu sehen oder zu fassen, entschloß sich der unglückliche Kapitän, dem Befehl zu gehorchen. Der Angriff war beschossen, die Zeit dafür da, aber trotzdem zögerte er und froh zu seinem nächsten Mann, um dessen Ansicht über die Sache zu hören.

Der Leutnant, an den er sich wandte, war Militär durch und durch, dessen Begriffe von der blinden Pflicht des Gehorsams jeden Gedanken an eine Kritik der Befehle eines Vorgesetzten ausschloßen; er beschränkte sich darauf, dem Frager einen mißbilligenden Blick zuzumerken. Da wurde dieser auf eine Ordonnanz aufmerksam, die spornstreichs herangeritten kam. Der Mann schwang die Arme und rief etwas, das in dieser Entfernung nicht gehört werden konnte.

„Ein neuer Angriffsbefehl,“ dachte der Kapitän, von seiner Ungewißheit befreit, und brachte mit einem feurigen Kommandoruf seine Mannschaft auf die Beine — und der Bajonettangriff folgte.

Hundert mutige Männer stießen ein schallendes Hurragegeschrei aus und stürzten vorwärts, bereit, zu siegen oder zu sterben.

Die Buren sammelten sich alle an der südlichen Mauer des Kraals, um zu sehen, was der Feind zu thun gedachte. Sie hatten den Parlamentär bemerkt, und als das Feuer der Engländer im Norden und Westen eingestellt wurde, hörten auch sie auf zu schießen. Und nun, als bereits nach ihrer Meinung alles zu Ende war, wurde noch ein Angriff von Süden her unternommen. Die Männer hinter der Mauer tauschten fragende Blicke aus; sollten sie wirklich überfallen werden? Da begannen sie zu rufen und zu drohen, um den Feind auf die neue Phase des Kampfes aufmerksam zu machen.

Aber alles war vergebens. Die Aufregung des Angriffs machte die Stürmenden taub und blind, und diejenigen, welche etwas hörten, hielten das Geschrei für Hohn, was ihre Aufregung noch erhöhte. Mit funkelnden Augen und Blut im Herzen stürzten sie vorwärts. „Sie sind von einem tollen Hunde gebissen worden,“ sagte ein Mann neben dem andern, der sich verwundert fragte, was das alles zu bedeuten habe.

„Da sieht man, wie die Rotröde Krieg führen,“ schrie ein anderer wütend.

„Der Parlamentär ist eine ihrer gewöhnlichen Betrügereien,“ brüllte ein dritter erboßt.

„Schießt, Leute!“ heulte ein vierter, als der Feldfornett noch immer schwieg.

Eine einzige schnurgerade Salve trachte von der Steinmauer und streckte auf fünfzig Meter Entfernung dreißig der Stürmenden zu Boden. Dann setzte das Mauergeräusch seine unheilvolle Arbeit aufs neue fort, und kopflos, geblendet und rasend taumelten die Soldaten hinter dem Gebäude, dem Ziel ihrer Angriffe, nieder. Einige stürmten die Treppe hinauf und gelangten auf den Dachboden. Sie gedachten sogleich den Kampf von ihrer vorteilhaften Stellung aus fortzusetzen, aber die ungewöhnliche Stille ringsum machte sie stutzig, denn das Schießen hatte ebenfalls aufgehört, nachdem sie Deckung gefunden hatten. Ein Offizier steckte den Kopf durch eine Luke des Daches hinaus und erkannte sofort, welche Veränderungen die Lage erfahren hatte. Totenbleich zog er sich zurück, ging still hinab zu seinem Vorgesetzten und meldete:

„Zu Ende, Kapitän!“

„Sind Sie verrückt, Willens?“ larmte der Kapitän, der das Gewehr eines verwundeten Soldaten ergriffen hatte und sich anschickte, an dem Kampf thätigen Anteil zu nehmen.

„Sie haben sich ergeben.“

„Die Buren?“

„Nein, die Unsrigen.“

„Ich will verdammt sein, wenn ich ein Wort von dem verstehe, was Sie da sagen.“

Leutnant Willens zog den Kapitän mit sich die Treppe hinauf, führte ihn an die Luke und zeigte hinaus.

Das Gewehr fiel klirrend aus den Händen des

Kapitäns. Er hatte die langen Linien gesehen, die über die Karroo galoppierten, auch die Parlamentärflagge und seine eignen Kameraden, die in zwei dunkeln Haufen versammelt standen. Er seufzte schwer; es war eine entsetzliche Überraschung, er bedurfte Zeit, um sich zu erholen, und stammelte leise:

„Jetzt verstehe ich . . . die Kanonenschüsse . . . das Schweigen. Wollen Sie die Güte haben und die Mannschaft unterrichten, Leutnant Willens?“

Widerwillig ging der Leutnant, um seinen unangenehmen Auftrag auszuführen. Die Soldaten, die eifrig sich anschickten, den Kampf aufs neue aufzunehmen, gehorchten widerstrebend. Sie wußten noch nicht, was sich zugetragen hatte, aber sie ahnten instinktmäßig, daß etwas Besonderes eingetroffen war. Sie stellten murrend Gewehr bei Fuß und warteten. Der Leutnant trat aus dem Hause, um seine peinliche Runde fortzusetzen. Seine eignen Truppen standen auf dem Hofe und warteten auf Befehle, er erteilte solche und ging weiter.

Neben dem Stallgebäude lag ein Soldat auf dem Knieen und blickte spähend nach dem Kraal, den er von seinem Platze aus deutlich überblicken konnte. Seine Augen funkelten in der Glut des Hasses, über sein Gesicht herab rann das Blut in einem schmalen Streifen aus einer Hautwunde an der Schläfe, und er erinnerte sich deutlich der Worte, die sein bester Freund gerufen hatte, als er vorhin an seiner Seite gefallen war. Seine Aufmerksamkeit wurde von einem Mann gefesselt, natürlich einem Feind, weil er sich dort drüben befand, der aufrecht in einem Wagen stand und sonderbar gestikuliert, während er ihn einen Haufen unzusammenhängender Sätze ausstoßen hörte. Ein wilder Blitz kam in die Augen des Soldaten, er erhob das Gewehr, zielte sorgfältig und drückte ab.

„So, Billy,“ jagte er schadenfroh, „nun habe ich dich wenigstens gerächt.“

Mit zwei Sprüngen war Leutnant Willens neben dem Soldaten und zog ihn zurück. Sein Schuß war der letzte, der im Gefecht bei Koopmans Kraal abgefeuert wurde, und der Getötete war Leutnant Stephens in der britischen Armee Ihrer Majestät der Königin. (Fortsetzung folgt.)

Lotfenboot.

(Bild S. 173.)

Ein ungemein mühsamer und verantwortungsreicher, nicht selten auch gefährlicher Beruf ist der des Lotfen, der in allen engen und besondere Schwierigkeiten für die Schifffahrt bietenden Gewässern an der Küste, in Strömen und in Häfen die Leitung beim Ein- und Auslaufen der Fahrzeuge übernimmt. An allen solchen Punkten befinden sich Lotfenstationen, deren Organisation jedoch keine einheitliche ist; bald sind es Aktiengesellschaften, die Lotfen unterhalten, bald stellen Hafenstädte und Staaten die erforderliche Anzahl solcher, für ihren Beruf besonders ausgebildeter Seeleute an. Ein Lotfenkommandeur, der ein inaktiver Seeoffizier oder Schiffsführer der Handelsmarine zu sein pflegt, steht an der Spitze einer oder mehrerer Lotfenstationen; er beaufsichtigt den Dienstbetrieb der Lotfen und führt auch die Aufsicht über die im Fahrwasser seines Bezirks befindlichen Seezeichen (Bojen, Baken, Feuer-Schiffe und so weiter). Auf kleineren Stationen versteht ein Oberlotse diesen Dienst. Die dem Lotfenkommandeur oder Oberlotfen unterstellten Lotfen und Lotfenaspiranten sind durchweg als tüchtig erprobte und wohlverfahrene Steuerleute der Handelsmarine, unter denen man nach dem Gebiet ihrer Wirksamkeit Seelotfen und Binnen-, Revier- oder Flußlotfen, sowie endlich Hafenlotfen unterscheidet. — Unser Bild auf Seite 173 zeigt uns im Vordergrund ein Lotfenboot, das die Aufgabe hat, den Lotfen an Bord des Fahrzeugs zu bringen, welches ihn durch Heißen des Lotfensignals, der Lotfensflagge, die wir an dem Segler im Hintergrund gewahren, herbeiruft. Die Seelotfen kreuzen, um jeden Augenblick bei der Hand zu sein, in Lotsenluttern vor ihrer Station in See, während die Binnenlotfen an den Einfahrten der Binnengewässer nach See zu stationiert sind. In den meisten Flußmündungen und Flüssen in Deutschland, England und andern Staaten besteht Lotfenzwang, das heißt, jeder Schiffer hat die Pflicht, für die Fahrt in oder aus dem Hafen oder bis außerhalb der Flußmündung einen Lotfen an Bord zu nehmen. Dieser trägt, abgesehen von Kriegsschiffen, alsdann die volle Verantwortlichkeit für die Sicherheit des Schiffes, weshalb auch der Schiffsführer seinen Anordnungen Folge leisten muß. Die Thätigkeit der Lotfen wird mit dem amtlich festgesetzten Lotfengeld bezahlt.

Sinngedicht.

Wie plötzlich doch bedeckt mit Eis
So Strauch als Bäume stehn,
Auf lechtem Grün das erste Weiß,
Wie traurig ist's zu sehn!

Was bangst du, Herz? Sei frisch und kühn
Und denk, wenn Flocken wehn:
Auf lechtem Weiß das erste Grün,
Wie lieblich wird das stehn!

8001.



Hafen und Niederlassung „Lüderitzbucht“.

Von Angra Pequena nach Keetmanshoop.

Eine Reise in Deutsch-Südwestafrika.

In unserm südwestafrikanischen Schutzgebiet giebt es drei Landungsplätze, welche im Verkehr stehen. Der erste ist Swakopmund, durch den Bau einer Mole zum Hafenplatz gemacht, der zweite, Walfischbai, ist englisches Besitztum und kommt jetzt nur noch wenig in Betracht, der dritte, am südlichsten gelegene, ist die Lüderitzbucht oder Angra Pequena. Letztere Bezeichnung ist portugiesisch und bedeutet auf deutsch „guter Ankerplatz“. Hier faßte Anfangs der achtziger Jahre Lüderitz aus Bremen festen Fuß, und hier war der Anfang der deutschen Kolonie. Die Dampfer der Bormann-Linie, die deutschen Kriegsschiffe „Wolf“ und „Habicht“ sowie einige Segelfahrzeuge der Guano-Compagnie und Seehundschlagger laufen von Zeit zu Zeit mit nicht zu großer Regelmäßigkeit den Hafen an. Letzterer bildet eine von Norden nach Süden sich ausdehnende Bucht, deren Einfassungsänder aus wildem Granitgestein bestehen; an der linken Seite liegt der Landungsplatz, während die rechte halbmondförmig und weit ausholend in die See hineinragt und in den sogenannten Angra point ausläuft. Diesem nördlich vorgelagert ist ein kleiner Felsen, Angra rock genannt, der der Schifffahrt sehr gefährlich werden kann, da er bei Flut fast ganz vom Wasser bedeckt ist.

Unser erstes Bild, Hafen und Niederlassung „Lüderitzbucht“, zeigt die Ansiedlung. Im Vordergrund, an der Dienstflage kenntlich, die kaiserliche Station. Der selben gegenüber die Faktorei der Deutschen Kolonialgesellschaft. Neben letzterer, und zwar links gelegen, befindet sich ein Kondensator, welcher das für die Ansiedlung nötige Wasser aus Seewasser bereitet. In der Lüderitzbucht und auch zwei Tagereisen ins Land giebt es nämlich kein Wasser, und die Bewohner der Lüderitzbucht entnehmen ihren Bedarf von dem Kondensator, der der Deutschen Kolonialgesellschaft gehört, welche zu meiner Zeit (1901) das Liter zu vier, beziehungsweise an die Regierung für drei Pfennig verkaufte. Hieraus ist ersichtlich, daß das Halten von Pferden und Vieh ein kostspieliges Vergnügen ist, namentlich da auch weit und breit kein Futter wächst. Mit dem Holz verhält es sich ebenso. Im übrigen besteht die Ansiedlung noch aus drei Wohnhäusern beziehungsweise

Stores und einigen Lagerschuppen für die gelandeten Güter. Eine Ansiedlung von Hottentotten, die meistens als Arbeiter ihren Unterhalt verdienen, liegt mehr landeinwärts.

Der Verkehr der Lüderitzbucht mit dem Binnenlande wird durch Ochsenwagen vermittelt, welche die gelandeten Güter an die Adressaten befördern. Letztere befinden sich meist in dem etwa 380 Kilometer entfernten Keetmanshoop, einige auch in Bethanien, Gibeon oder andern Plätzen; der Regierungssitz ist Keetmanshoop, woselbst auch eine Feldcompagnie der Schutztruppe garnisoniert, und ist auch weitläufig die größte Niederlassung im südlichen Teil des Schutzgebietes. Außer der Benutzung der erwähnten Frachtwagen steht dem Reisenden noch frei, den Weg zu Pferde zurückzulegen, natürlich wenn er welche hat. In diesem Falle ist er in vier Tagen in Keetmanshoop, übrigens eine ganz gewöhnliche Leistung, über die sich kein Mensch wundert, während man mit dem schwer beladenen Frachtwagen von der Lüderitzbucht nach Keetmanshoop vierzehn, und umgekehrt mit dem leeren Wagen neun bis zehn Tage rechnet. Der Wagenverkehr ist kein regelmäßiger. Manchmal vergehen Wochen, in denen kein

Wagen in der Bai erscheint, und manchmal wiederum treffen täglich drei bis vier oder noch mehr Wagen ein. Ich, als soeben vom Dampfer gekommener Reisender, hatte Glück und fand einen Wagen vor, der schon am



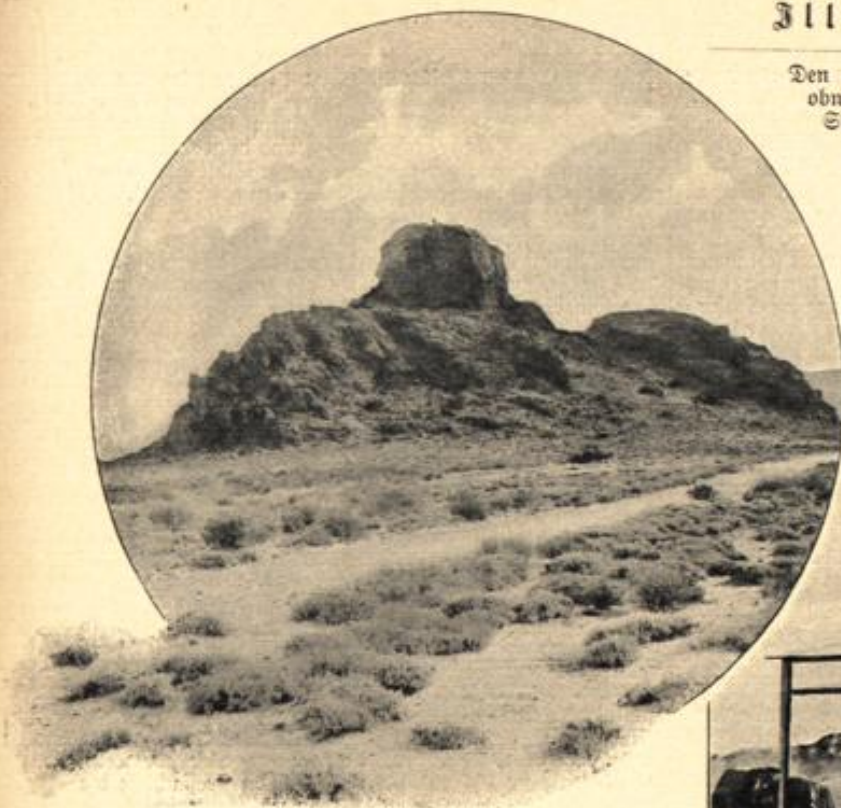
Vegetationsbild (Kandelaber-Kaktus).

Nachmittag abfuhr, da sich kein Frachtfahrer länger als einen Tag in der Bai aufhält, des Wasser- und Futtermangels wegen. Der riesige starke Wagen war bis oben hin mit Kisten und Säcken vollgeladen und wurde von zwanzig Ochsen gezogen, welche paarweise an einer langen Kette, dem sogenannten Trectau, im Joch gehen. Meine Effekten mußte ich bis auf das Notwendigste zurücklassen, da der Frachtfahrer, welcher etwa 5000 Pfund geladen hatte und außerdem noch Lebensmittel und einige Wasserfässer mit sich führte, absolut weiter nichts mitnehmen wollte. Unter dem Gebrüll der eingeborenen Treiber, die mit zehn bis zwölf Fuß langen Peitschen herumhantierten, setzte sich der Wagen in Bewegung und rollte Schritt für Schritt gleichmäßig dahin. Ach du lieber Gott! Das war ja eine nette Aussicht für den an Kurierzüge gewöhnten Reisenden, vierzehn Tage so dahinzurollen.

Unser Weg, die „Patt“ genannt, führte zunächst über harten Steinboden. Zu beiden Seiten zogen sich hohe Höhenzüge aus Granitgestein hin, und der Wagen wand sich langsam zwischen denselben hindurch. Ich hatte es vorgezogen, zu gehen, denn das Sitzen auf dem gänzlich federlosen Gefährt, hoch oben auf den harten Kisten, war nicht auszuhalten, namentlich da ein Weg in unserm Sinne nicht existiert, sondern der Wagen über Stod und Stein rollt; an ein Ausweichen ist bei der langen Bepannung und der Schwere des Wagens auch nicht zu denken. Es ging stetig bergauf, und nach dreistündigem Marsch oder Trecken wurde Halt gemacht und ausgespannt. An dieser Stelle hatte der Frachtfahrer beim Herunterfahren Gras niedergelegt, und die Ochsen konnten etwas fressen; Wasser bekamen sie natürlich nicht, weil keines da war. Es ist unglaublich, wie lange die Zugochsen dürsten und dabei schwer arbeiten können. Von Kubub bis nach der Bai fährt man zwei Tage, und zurück mindestens zweieinhalb, und in dieser Zeit werden die Ochsen einmal, höchstens zweimal getränkt, je nach dem Weg, der eingeschlagen wird. Nach einer drei- bis vierstündigen Rast wurde eingespant und weitergefahren. Das Einspannen der Ochsen ist sehr interessant. Jeder Ochse hat seinen Namen, den er genau kennt; meist ist derselbe holländisch, zum Beispiel „Duitschmann“, jedoch erhalten die Ochsen oft auch die Namen bekannter Persönlichkeiten, was eine Ehrung seitens der Eingeborenen



Wasserstelle Ugama in der Sandwüste.



Die „Batt“.

bedeutet. Die Tiere werden in einen Halbkreis getrieben und stellen sich auch ganz von selber nebeneinander auf. Der Treiber und der Frachtfahrer werfen jedem Ochsen eine Lederschlinge um die Hörner, und die zusammengehörigen Tiere werden dann herausgezogen, worauf denselben die Joche auf den Nacken gelegt werden. In kurzer Zeit ist das Anspannen beendet, die Tiere stehen in der bestimmten Reihenfolge, die selten geändert wird, die Peitschen knallen, und der Wagen rollt langsam, aber stetig weiter. Nach einem abermaligen Tred erreichten wir den großen Dünenrücken, der sich in einer Breite von 20 bis 50 Kilometer die ganze Küste hinunterzieht und jedesmal passiert werden muß. Es giebt schwerlich etwas Oederes als diese ungeheure Sandwüste. Sand, wohin das Auge blickt, und hohe Sanddünen als Erhebungen. Letztere werden auch Wanderdünen genannt, weil sie, durch den Wind bewegt, ihre Lage verändern, und wo heute noch der Weg durch Wagenspuren kenntlich war, ist morgen nichts mehr zu sehen. Es ist natürlich, daß man die Richtung genau kennen muß, und es ist jeder Weise dringend davor zu warnen, ohne Begleitung von



Station Kubub.

und der mit kurzem, gelbem Gras, ähnlich unsern Getreidestoppen, bewachsen war. Hier blieben wir einige Stunden liegen, damit die Ochsen weiden konnten. Von der Küste waren wir etwa 60 bis 70 Kilometer entfernt. Von nun ab ging unsre Fahrt über Berg und Thal, auf gutem Wege, und nach drei Treds (zu je drei Stunden) erreichten wir die erste Niederlassung im Innern, die Station Kubub. Kubub liegt hoch oben im Gebirge und hat eine Militär-, beziehungsweise Polizei-Station, die je nach Erfordernis mit zwei oder mehreren Reitern der Schutztruppe besetzt ist.

Das Gebäude ist aus Backsteinen aufgeführt und mit Wellblech gedeckt; es ist dies die übliche Bauart der meisten Gebäude und wird von den Soldaten selber aufgeführt. Das Haus enthält

Mengen Vieh, welches auf dem hochgelegenen Platz vorzüglich gedeiht.

Nachdem die Ochsen getränkt waren, wurden dieselben ins Feld getrieben und blieben, von den Treiberjungen bewacht, bis zum Abend draußen. Dann kamen sie wieder, um nochmals getränkt zu werden; 70 Liter Wasser zu sich zu nehmen, ist für einen solchen verdursteten Zugochsen eine Kleinigkeit. Es war auch für uns Menschen eine wahre Wohlthat, nach der fast dreitägigen Fahrt den Staub und Schmutz los zu werden, und nach mehreren ausgiebigen Bädern fühlte man sich wie neugeboren; die Knochen thaten einem allerdings entsetzlich weh von dem harten Sitz auf dem hin und her stoßenden Wagen; ich habe später den Weg jedesmal zu Pferde zurückgelegt. Nach vierundzwanzigstündiger Rast in Kubub ging's mit frischen Kräften weiter, das Schlimmste war überstanden. Der Weg führte nun über Thäler und Höhenzüge und durch weite Grassteppen nach dem sieben Reittunden entfernten Ruibis, wo sich ebenfalls eine kleine Polizei-Station befindet. Man rechnet im Schutzgebiet fast nie nach Kilometern oder Meilen, sondern nach Reittunden und Treds. Eine Reittunde sind zweieinhalb bis drei Treds, und ein Tred währt etwa zweieinhalb bis drei Stunden, also man reitet eine Strecke (circa 8 bis 9 Kilometer) in einer Stunde, wozu



Wasserstelle Ruibis.

Gingeborenen allein durch die Dünen zu reiten oder zu fahren; schon mancher ist hierbei qualvoll verdurstet. Da die wasserlose Strecke bis Kubub (circa 100 Kilometer) möglichst rasch durchgemessen werden muß, so war an eine Nachtruhe nicht zu denken, und mit kurzen Ruhepausen wurde durchgetredet. Hier im Sande teilen sich die Wege. Der nördliche über Tschauilaib ist ziemlich gut und hart, hat aber kein Wasser, höchstens nach der Regenzeit in den Felsenbänken. Der mittlere über Uqama ist sehr sandig und schwer, jedoch hat Uqama Wasser, das allerdings salzig oder brack ist. Unser Bild: „Wasserstelle in der Sandwüste“ zeigt die Wasserstelle, welche jetzt einen Brunnen besitzt, der von der Regierung angelegt ist und reichlich Wasser enthält. Links in der Ecke ist das Wasserloch, nicht weit davon liegt ein toter Ochse, rechts steht der ausgespannte Wagen.

zwei Stuben und einen Proviantraum, die Küche befindet sich im Freien und besteht aus einem Kessel, unter dem ein Feuer brennt. Dieser Ort ist stets von einer Schar Weiber und Kinder der verschiedensten Farben umlagert und scheint eine große Anziehungskraft zu besitzen. Diese kleinen Stationen haben den Zweck, eine Art Relais zu bilden, von dem aus Nachrichten an die höheren Behörden gelangen können. Auf den Stationen erhalten die Angehörigen der Regierung Unterkunft, Proviant und so weiter.



Unterwegs (vor Reetmanshoop).

der Ochsenwagen etwa drei Stunden braucht. (Ein andres Bild zeigt eine Wegstrecke, die „Patt“.)

Kuibis liegt zwischen zwei langgestreckten Höhenzügen und ist sehr heiß und öde. Die Wasserstelle jedoch, ein großer Tümpel, ist mit hohen Kameldornbäumen umgeben, in deren Nisten viele Vögel, darunter auch kleine grüne Papageien, ihr Wesen treiben. Auch ein fleisches grünes Gras, eine große Seltenheit hierzulande, war zu sehen, und dichtes Gebüsch zog sich im Thale, beziehungsweise im Revier, das ist Flußlauf, hin. In der Nähe dieser Wasserstelle stehen die Pontoks, so heißen die Hütten der Eingeborenen.

Wir hielten uns nicht lange auf, denn einmal ist Kuibis ein wahrer Backofen, in dem man nicht länger bleibt, als unbedingt nötig ist, und andernteils fehlt das Gras hier, und man muß der Ochsen wegen noch eine Strecke weiterfahren. Hinter Kuibis ist das Gelände sehr bergig, und der Weg führt, nachdem er eine lange Strecke in einem ausgetrockneten, sandigen Flußbett oder Revier gelaufen ist, steil bergan und bergab. Es ist erstaunlich, wie die Ochsen die schwer beladenen Wagen solche Berge hinaufbringen. Allerdings kommt es oft vor, daß ein Teil der Fracht abgeladen werden muß, oder man muß auch das Gespann eines Wagens vor das andre noch zulegen, um die Schwierigkeiten zu bewältigen. Unser Weg führt uns nun nach der Wasserstelle Brackwater, die in einem sandigen Flußbett gelegen ist und einen von der Regierung gebauten Brunnen besitzt. Eine Ansiedlung befindet sich jedoch nicht dort. Die Entfernung von Kuibis nach Brackwater dürfte etwa 50 Kilometer betragen, also gute fünf Reittunden. Nicht sehr weit hinter Brackwater passieren wir ein Flußrevier, durch dessen tiefen Sand die Zugochsen den Wagen mühsam durchbringen. Wir rasten unter großen, schönen Bäumen, mit denen das Flußbett bewachsen ist, und die wohl die schönsten sind, die ich im südlichen Teil des Schutzgebietes gesehen habe. Nachdem

der Wagen eine aus rötlichem Gestein bestehende Höhe erklimmen hat, fahren wir auf hartem Wege, der sich jedoch vielfach windet, auf einem Hochplateau weiter nach der Wasserstelle Kannas. Weit und breit ist der Boden mit Milchbäusen bedeckt, deren ähnelnder weißer Saft giftig ist. Tiere, denen derselbe in die Augen kommt, erhalten sehr schlimme Augen, welche schließlich ganz zuschwellen; auch Pferde, die sich an Milchbäusen scheuern, erhalten wundete Stellen, die auf den ersten Blick ein recht schlimmes Aussehen haben. Auf diesem Wege erblickten wir auch zum erstenmal auf der Reise Wild, und zwar vier Springböcke, auf welche der Frachtfahrer sowie der Treiber Jagd machten, aber keinen erlegten. Die ungemein scheuen und flüchtigen Tiere lassen sich den Jäger nicht nahe kommen. Stellenweise fährt man durch lichte Wälder von Kandelaberaktus. Hier begegnete uns eine mit sechs Ochsen bespannte, zweirädrige Karre, welche zur schnelleren Zurücklegung der Reise für ein oder zwei Personen ein sehr beliebtes Transportmittel ist. Große Bequemlichkeit ist, wie man sich denken kann, dabei nicht zu finden.

In der Nähe der Wasserstelle Kannas bewohnt ein Bur mit seiner Familie ein Haus und betreibt außer Viehzucht einen ziemlich großen Gartenbau. Der Mann hat mehrere Brunnen gegraben und ausgebaut, und der reichlich getränkte Boden bringt allerlei hervor. Man wundert sich, in dieser öden Sand- und Steinwüste im Schatten einiger großer Kameldornbäume einen blühenden Garten zu finden, in dem Wassermelonen, Pumpen (eine Kürbisart), Granatäpfel, Kohl, Kartoffeln, Mais und andres mehr wächst. Auch Obstbäume hat sich der Bur aus Kapstadt kommen lassen und dieselben angepflanzt, jedoch waren dieselben noch klein. In Kannas kauften wir auch Schlachtvieh, das heißt zwei Ziegen, hier Bock genannt. Die Ernährung ist, wie man sich denken kann, sehr einfach und unregelmäßig. Gewöhnlich wird Fleisch und Reis gekocht, hin und wieder zur Abwechslung einige

Konserven. Das Fleisch ist Hammel- oder Ziegenfleisch, ein Ochse wird vom Frachtfahrer selten geschlachtet, höchstens wenn er aus irgend einem Grunde getötet werden muß. Bei der Schutztruppe und in großen Niederlassungen dagegen, wo eben ein ganzer Ochse auch sofort verzehrt wird, werden regelmäßig Ochsen geschlachtet. Die Hauptsache bei jeder Mahlzeit bildet der Kaffee, der fast immer schwarz und sehr stark getrunken wird. Sowie ausgespannt ist, hängt auch schon der Kaffeetopf über dem Feuer, und der Bur sowohl als auch noch viel mehr der Eingeborenen hungert gern, wenn er nur sein Kopje Koffi und seinen Plattentabak hat. Letzterer, ein enorm schweres, amerikanisches Fabrikat, sowie der schwarze Kaffee sind vielfach eine Hauptursache der im Lande verbreiteten Herz- und Magenkrankheiten.

Von Kannas nach Naiaams ist der Weg nur etwa zweieinhalb Reittunden weit; die Gegend ist abwechslungsreicher, denn Höhen und Ebenen, verschiedener Gras- und Baumwuchs beleben das Bild, welches sich dem Auge des Beobachters bietet.

Naiaams selbst liegt ähnlich wie Kuibis in einem schmalen Felseneinschnitt, dessen nackte, kahle Wände zu beiden Seiten steil in die Höhe streben. Die eine Felswand ist durch irgend welche Ereignisse ausgehöhlt und bildet eine Terrasse, vor welcher große Bäume stehen, so daß man wenigstens hier etwas Schatten findet. Da Bäume, wie gesagt, selten sind, und man auch das Ausspannen nicht immer in der Nähe solcher einrichten kann, so wird man von der Hitze außerordentlich belästigt. Eine wahre Wohlthat waren für uns die Nächte, welche recht kühl sind. Späterhin habe ich andauernde Temperaturen von 40 bis 45 Grad Celsius beobachtet; die Nächte wiesen mitunter einen Temperaturunterschied von 22 Grad auf; wir fuhren daher auch sehr viel des Nachts und rasteten am Tage. Infolge des steinigen Bodens und der Anstrengungen waren einige unserer Zug-



Reetmanshoop.

ochsen fußkrank geworden und mußten beschlagen werden. Zu diesem Zweck wurden dem Ochsen die Beine zusammen- und ein Strick um die Hörner gebunden, worauf das gesamte Personal anfasste und mit vereinten Kräften das Tier umwarf. Dann wurde zunächst der Kopf an ein Wagenrad gebunden, damit der Ochse nicht stoßen konnte, und das Beschlagen ging flott von statten. Die Hufeisen sind kleine flache Halbmonde, welche mit der ausgeschweiften Seite nach innen aufgenagelt werden; gewöhnlich wird nur die eine Hälfte des Hufes beschlagen.

Hinter Naiaams hatten wir wieder große Gelände-schwierigkeiten, zu deren Ueberwindung wir viel Zeit gebrauchten. Oben auf dem Plateau angekommen, zieht sich der Weg über zerklüftetes Gestein allmählich zum Fluß hinunter. Letzterer ist einer der größten Flüsse des südlichen Schutzgebietes, und sein Flußbett enthält an verschiedenen Stellen das ganze Jahr über Wasser. Bekanntlich laufen die Flüsse und Ströme des Schutzgebietes von Südwestafrika, mit Ausnahme des Oranjes, welcher die Südgrenze bildet, nur während der Regenzeit und auch da nicht ununterbrochen, während sie sonst austrocknen und, wie man annimmt, unterirdisch weiterlaufen. Die größeren Flüsse wie der Fischfluß und der Löwenfluß jedoch haben an felsigen Stellen Reservoirs, welche mitunter recht bedeutend sind und auf denen man Kahn fahren kann. Merkwürdig ist der Fischreichtum in diesen Flüssen, und selbst wenn der Fluß vollständig austrocknet, so erscheinen, sobald er durch den Regen wieder läuft, die Fische wieder in demselben. Es ist dies eine Art Wels mit plattem Kopf, wenigstens habe ich nie andere gefangen; auch eine Krebsart kommt häufig vor. Letztere haben eine eigentümliche Gestalt, ich möchte beinahe sagen, sie sind eigentlich in die Quere geraten und haben die Augen auf einer Seite, da sie viel breiter als lang sind.

Wir passierten das völlig trockene und an seinen Felsenrändern wild zerrissene Flußbett des Nachts. Der tiefe Sand erschwerte den Ochsen ihre Arbeit außerordentlich, und ich kann mich nicht genug darüber wundern, was diese Tiere bei der mangelhaften Ernährung und dem wenig Wasser, was sie erhalten, leisten. Nachdem das Bett des Fischflusses überschritten ist, geht es auf den weithin sichtbaren Slangkop zu. Dies ist ein in der Ebene einsam aufstrebender nackter Berg, dessen oberste

Spitze eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Schlangenkopf hat. Am Fuße des Slangkops ist ein Bassertümpel, in dessen Nähe ein Bur ein Häuschen aus Lehm und Winsen bewohnt. Von hier bis Reetmanshoop rechnet man noch fünf Reittunden oder Treck, und ich war auch sehr zufrieden, daß die elstägige Fahrt auf den harten Ritten endlich ein Ende nehmen sollte. Nicht der Mangel jeglicher Bequemlichkeit, auch nicht die Sonnenhitze und kümmerliche Verpflegung machen indessen die Reise unangenehm, sondern vielmehr die öde Gegend und die Langsamkeit der Fortbewegung. Namentlich letzteres geht auf die Nerven, und manche Meile bin ich im langsamsten Schritt hinter dem Wagen wie hinter einem Sarge hergewandert. Doch alles nimmt bekanntlich ein Ende, und am Nachmittag des nächsten Tages erblickten wir den Kirchturm von Reetmanshoop und hielten auch bald darauf unsern Einzug. Auf einer Anhöhe haltend, sahen wir Reetmanshoop zu unsern Füßen. Es gewährte einen freundlichen Anblick und erinnert lebhaft an eines unserer Heimatdörferchen; leider vermißt das Auge die grüne Umgebung eines solchen. Der Ort ist ziemlich ausgedehnt und der bedeutendste Platz des südlichen Teiles des Schutzgebietes. Hier befindet sich der Sitz der Regierung, an deren Spitze der Bezirkskommandant steht. Eine Feldcompagnie der Kaiserlichen Schutztruppe liegt beständig hier und bewohnt eine große, mit vier Türmen verzierte, steinerne Kaserne. Auf einem freien Platz steht eine schöne steinerne Kirche, die ebenfalls einen hohen Turm besitzt, und nicht weit davon das gut gebaute, geräumige Wohnhaus des evangelischen Missionars. Im übrigen weist der Ort fünf größere kaufmännische Geschäfte auf. Hieran schließen sich noch einige Wohnhäuser für Beamte und Privatleute, die Post, die Polizeigebäude und ein neuerbautes großes Lazarett. Einige dieser Gebäude sind aus Bruchstein erbaut, zum Beispiel die Kirche, die Mission und die Kaserne, während die meisten aus Backsteinen bestehen, weiß gestrichen und mit Wellblech gedeckt sind. Zu erwähnen sind noch die Magazine der Regierung, einige Kraale (offene Ställe) und eine große Reitbahn, deren Umfassungsmauern sauber aus Stein aufgeführt sind. Reetmanshoop besitzt auch zwei große Gärten, deren einer von der Schutztruppe, der andre von der Mission angelegt ist. Ersterer ist ziemlich jungen Datums, während der Missionsgarten schon eine

lange Zeit besteht und allerlei hervorbringt, unter anderm auch sehr schöne Weintrauben. Sonst wird in beiden Gärten hauptsächlich Gemüse gebaut; störend für den Gartenbau ist der Wassermangel, an dem Reetmanshoop zeitweise leiden soll.

Hier nun verabschiedete ich mich von meinem Frachtfahrer, der mit dem leeren Wagen nach seiner einige Tagesreisen entfernten Farm zog, um mit einem andern Gespann die Reise sofort von neuem zu beginnen. Afrikaner.

Aus dem Pfandamt.

Erinnerungen eines Schatzmeisters.

Von

Martin Flich.

III.

Das Brautkleid.

Schreicher als sonst warten die Leute im Vorraum des Pfandamts. Wer das fällige Pfand heute nicht einlöst oder die Zinsensumme dafür bezahlt, verliert das Besitzrecht daran. Dann wird es in der morgen beginnenden Auktion verkauft. Das Glockenzeichen, welches den Verkehr eröffnet, ertönt — die nach dem ersten Stodwerk führende altmodische Holztreppe dröhnt unter den eiligen Tritten der Masse. Man drängt und stößt einander, jeder will der erste sein; rücksichtslos wie sie selbst behandelt wird, behandelt die Armut sich gegenseitig. Im Verkaufszimmer ist an diesem Tage wenig Verkehr, im nebenliegenden Raume, wo die Zinsenregulierung stattfindet, lärmen und schreien die Menschen. Einer ist auf den andern eifersüchtig — wehe dem Kassierer, wenn er zufällig jemand vor einem länger Wartenden abfertigt, er hört häßliche Worte! Vergebens mahnen die Beamten zur Ruhe. Die Anzahl der Frauen überwiegt, weil der

Mann durch Arbeit behindert ist. Deswegen fließen so viele Thränen. Der Frau fällt es schwerer, sich in das Unvermeidliche zu fügen, selbst den gesetzlichen Zins bestreitet sie und feilscht mit dem Kassierer... Ein altes, gebeugtes Frauchen, ärmlich, doch sauber gekleidet, gebraucht noch kräftig die Ellbogen, um den Platz am Kassentisch zu behaupten. Sie reicht dem Kassierer den Pfandschein; der Beamte kennt sie.

"Frau Müller, dies Pfand müssen Sie einlösen, es steht zu lange, es hilft nichts."

Frau Müller ist resolut.

"Wat, nich mehr verlängern? Sechs Mark stehn bloß noch uf 'm Schein. Wissen Se, wat det Kleed jekost't hat? Dreißig Dhaler! Machen Se man nich so wat! Hier sind zweiundsiebzig Fennje Zinnen, id muß nach Hause. Se wissen doch" — und die Stimme der alten Frau zittert — „meene Tochter is immer krank, und id muß arbeiten — id hab' ja heit noch so velle zu dhun."

"Frau Müller," spricht der gutmütige Beamte, „ich darf nicht; das Kleid befindet sich seit dem Jahre 1859 hier, und der Pfandschein ist durch vierzig Jahre jährlich erneuert worden. Sie haben auf das Darlehn oft und redlich abbezahlt, und die sechs Mark, welche der Pfandschein noch enthält, werden Sie gewiß schaffen können."

"Warten Sie een kleen bißken."

Im benachbarten Verkaufszimmer entledigt sich die Alte ihrer Ohrringe.

Der Schatzmeister bietet ihr zwei Mark. Ohne Widerspruch nimmt sie die kleine Summe, denn sie weiß längst, daß hier kein Handel existiert.

Wieder steht sie vor dem Kassierer nebenan.

"Nehmen Se heit die twee Mark, det andre treib' id morjen uf un bring' et her — de olle Müllern is 'ne ehrliche Frau —, find Se so jut..."

"Frau Müller, so gern wie ich möchte — ich darf nicht, Sie müssen das Pfand heute endlich einlösen."

"Jotte doch, wo soll id denn so schnell so velle Geld herkrieg'en?" jammert sie.

Die Energie läßt sie plötzlich im Stich, und mehr zu sich als zu den Umstehenden fährt sie fort:

"Et is meen Brautkleed, weißer, schwerer Atlas, eenmal vor neunundvierzig Jahr' hab' id 't anjehabt, id mußt' et bald verschen, weil mein Mann noch im selben Jahr gestorben is, bald nach unse Hochzeit, er hat mir det Kleed geschenkt. Zehn Dhaler hab' id mal druf jekriegt un bis uf sechs Mark allet abgezahlt. Id lass' et nich versallen, se sollen mir ja dabrin bejrahen."

Vergebens bittend treffen ihre alten Augen die rastlos arbeitenden Beamten, die Gelder am Zahlstisch rollen, Pfandscheine und Alten knistern, die alte Frau wankt; bitter schluchzend setzt sie sich auf eine neben dem Zahlstisch stehende Bank. Niemand fühlt den Schmerz der Unglücklichen, ihre Thränen um das seit vierzig Jahren hier ruhende Kleid, in dem begraben zu werden sie sich sehnt. Die Dame, die ihre Brillanten, der Herr mit dem vollen Portemonnaie, der seine goldene Uhr einlöst, kümmern sich nicht um fremdes Leid. Mühsam erhebt sich die Alte und geht hinaus.

An der Thür vertreten ihr zwei Mädchen den Weg, kokett aufgeputzte Wesen.

"Mutterchen, wir haben alles gehört, — hier sind vier Mark von meiner Freundin und mir."

Die Sprechende drückt ihr das Geld schnell in die Hand.

Ein Freudenschrei entringt sich der Frau, sie küßt die Hand der Geberin.

"Mutterchen, machen Sie doch nicht solchen Sums, wir thun's gern."

Das Mädchen war rot vor Verlegenheit.

"Fräuleinchen," sprach die Erfreute, „Se müssen mir nu jleich sagen, wo Se wohnen, jede Woche zahl' id Ihnen 'ne Mark ab, so wahr id 'ne ehrliche Frau bin."

"Is ja jut, Frau Müller," entgegnet jene leise, „wenn Sie durchaus wollen, besuchen Sie die Grete und mich, wir wohnen zusammen, und guten Kaffee giebt's auch; aber Sie müssen uns das Brautkleid von 1859 zeigen — thun Sie uns den Gefallen."

Nach einer Viertelstunde sitzt draußen auf der Treppe die alte Frau, Thräne um Thräne fließt auf das Kleid, welches sie einst getragen, da sie jung und schön war, das sie über vierzig Jahre nicht gesehen. Neben ihr stehen zwei Mädchen, Leichtsinns in den Augen, Güte im Herzen. Sie lachen Thränen vor Vergnügen über die lächerliche alte Mode.

"Du, Grete, das wär 'ne Klust, wenn du mit deinem Brautjam losziehst..."

"Na, ob..."

Dann packen sie das Kleid sorgsam in die Schürze seiner Besitzerin.

Die kleinen Virtuosen.

(Bild S. 176.)

Mit Recht tadeln es verständige Erzieher, daß heutzutage sogar bei den für ganz kleine Kinder bestimmten Spielsachen schon ein übertriebener Luxus entfaltet wird, der nicht verfehlen kann, den naiven Sinn der Kleinen zu schädigen und vor der Zeit eine gewisse Ueberfättigung in ihnen hervorzurufen. Diese Gefahr ist nun augenscheinlich für die beiden Kinder auf dem hübschen Genrebilde von C. v. Bergen nicht zu befürchten. Die Spielsachen, welche ihnen zu Weihnachten und sonst bei geeigneten Anlässen beschert werden, sind sicherlich nicht allzu luxuriös, und man begreift es daher sehr wohl, daß die Mundharmonika, die der Vater seinem Ältesten als Geschenk aus der Stadt mitgebracht hat, großes Entzücken erregte. Der Bub wird nicht müde, dem primitiven Instrumente alle Töne zu entlocken, die es irgend hervorzubringen vermag, und er hält es für eine besondere Vergünstigung, wenn er ab und zu auch das Nesthähnchen einmal seine musikalische Begabung darauf erproben läßt. So musizieren die beiden kleinen Virtuosen nach Herzenslust ohne Noten, unbewußt den modernen Helden des Konzertsalles nach-eifernd, die ja einen besonderen Stolz darin setzen, auch die längsten und schwierigsten Stücke frei aus dem Gedächtnis vorzutragen. Während aber der Hörer bei derartigen Konzertvorträgen sich doch hin und wieder der geheimen Furcht nicht entziehen kann, daß ihr so erstaunlich ausgebildetes musikalisches Gedächtnis einmal versagen könne, brauchen wir eine solche Besorgnis bei der naturwüchsigen Kunstübung der harmlos vergnügten Kinder nicht zu hegen.

Im Güterzug.

Skizze aus dem Eisenbahndienst

von

Hans Herwig.

(Schluß.)

Die Strecke bis zur Endstation der heutigen Reise geht von Merkelsbach aus fortwährend bergauf.

Von jetzt an haben es sowohl Heizer als Führer angenehmer wie vorher. Denn wenn man bedenkt, daß bei einigen Achsen weniger die 1275 es hätte allein schaffen müssen, so ist leicht einzusehen, daß jetzt bei zwei Lokomotiven auf jeder derselben nicht viel Feuer nötig ist. Der Heizer verwendet also die schöne freie Zeit dazu, mit Wollappen und Puzpomade die blanken Messingteile am Kessel zu puzen.

Hadermar braucht auch nicht viel aufzupassen, da Signal- und Streckenbeobachtung jetzt dem Führer der vorderen Maschine zufällt.

Den sieht man von der 1275 aus auf seiner alten 336 stehen, einen grauen, dicken Kerl, wie er gemächlich sein Pfeifchen raucht. Man hat ihn ein für allemal in diesen angenehmeren Vorspanndienst gesteckt, wo er nicht viel zu thun hat und seine alten Tage bis zur Pensionierung in Ruhe zubringen kann.

Der Heizer auf der vorderen Maschine sieht manchmal rückwärts, ob auch aus dem Schlot der hinteren ordentlich Dampf kommt. Daran sieht er, daß hinten die Leute nicht faulenzten und ihm allein die Arbeit überlassen. Genau so macht es der Heizer der hinteren Maschine, indem er sich überzeugt, ob ihn die da vorn auch nicht übervorteilen.

So kommt man durch neblige Gebirgsthäler nach einer Reihe von Stationen, auf denen sich ähnliches immer wiederholt, an die Endstation nach Säuselheim.

Wenn unterwegs zu rangieren war, dann wurde die Vorspannmaschine abgekuppelt von ihrem eignen Heizer, fuhr weit vor, die Zuglokomotive Nr. 1275 machte ihre Rangierbewegungen; wenn sie fertig war, piffte sie der andern, diese kam langsam wieder heran und wurde nun vom Heizer der Zuglokomotive wieder angekuppelt. Bei solcher Gelegenheit wurden auch die Laternen angestekt und der gestohlene Cylinder eingeweiht.

Es war halb acht, als man in Säuselheim ankam. Die Vorspannmaschine fuhr flugs wieder den Berg hinunter nach Hause, während die 1275 zum Verrger Hadermargens den Befehl erhielt, einen schweren Personenzug den Berg hinaufzudrücken, da dessen Lokomotive zu schwach war, um dabei ordentlich in Schwung zu kommen.

Die 1275 fuhr also an das mit drei Schlußscheiben versehene Ende des Personenzuges, legte sich leise mit ihren Puffern an, ohne angekuppelt zu werden. Nachdem unter dem Fluchen von Hadermar endlich die Abfahrtszeit herangekommen war, piffte der Zugführer, der diesmal, bei einem Personenzuge, die bekannte rote Ledertasche umhängen hatte, recht laut und vernünftig. Beide Maschinen antworteten von vorn und hinten auf einen Schlag und setzten sich zu gleicher Zeit in Bewegung. Während vorn die leichte Personenzugmaschine auf den feuchten Schienen zu schleudern anging, drückte sich hinten die dicke 1275 mit aller Kraft auf den trockenen Schienen unter der

Bahnhofshalle ab. Sehr schnell kommt denn auch der Zug in den richtigen Schwung, und als er die Wasserscheide erreicht hat, thut die 1275 einen Piff, damit man vorn weiß, sie hört auf, und Hadermar giebt noch einmal gehörig Vollampf drauf, um dann abzusperrten. Langsam löst sich der nun schneller fahrende Personenzug vorn von der Güterzugmaschine los und verschwindet um die nächste Ecke.

Der Heizer auf der 1275 bremst, Hadermar legt die Steuerung zurück, und mit Windeseile geht es nun wieder den Berg hinunter nach Säuselheim zurück, wo sie Uebernachtung haben.

Während der Rückfahrt deckt der Heizer das Feuer zu, das heißt er wirft eine Unmasse angefeuchteten Kohlenriegels darüber, so daß es die Nacht über nicht brennen, sondern nur dunkel glimmen kann.

Auf der heutigen Fahrt haben sie von den zwölf Kubikmetern Wasser, die der Tender saft, sieben und einen halben verbraucht. Es muß also gleich für morgen neues Wasser gefaßt werden.

Natürlich stehen in Säuselheim bereits drei Maschinen vor dem Hydranten und warten. Die 1275 muß sich hinten anschließen. Die Wartezeit wird von Führer und Heizer benutzt, um nachzusehen, ob die Tenderachse wieder kalt geworden ist. Sie hat sich in der That erholt, und auch sonst ist alles schön kalt. Wenigstens in maschinentechnischem Sinne ist das alles kalt, was der Raie erschrocken für brüthwarm erklären würde!

Endlich ist auch der Tender wieder mit Wasser gefüllt bis oben, ja es ist sogar, da der Hydrant schlecht zuging, so viel übergelaufen, daß der Führerstand unter Wasser steht.

Jetzt wird ohne Verzug auf die Drehscheibe gefahren. Die Drehscheibe ist alt und nicht für so lange Maschinen wie die neue 1275 eingerichtet. Sie ist nämlich etwa einen Meter zu kurz im Durchmesser. Deshalb hat man ein Stück zum „Anschuhen“ an das Geleise der Drehscheibe hergerichtet, welches die hinteren Tenderräder in die Luft hebt und beim Drehen über den vielen radialen Geleisen schwebend hält. Das Aufahren auf eine solche Scheibe ist nicht leicht. Bald ist man einen Centimeter zu weit, bald zu knapp gefahren. Nach einigem Schreien und Schimpfen kommt denn die Sache in Ordnung, und die Maschine fährt in den Schuppen zur Nachtruhe.

Führer und Heizer waschen sich mit heißem Wasser den Kohlenstaub ab, während vorn ein Puzer die Rauchkammerthür öffnet und etwa zwanzig Schaufeln voll Flugasche auf einen Karren ladet, die von dem Rost aus mit der Flamme durch die Siederohre gegangen war und von dem unter der Schornsteindöffnung befindlichen Drahtnetz, dem Funkenfänger, zurückgehalten und auf den Boden der Rauchkammer geschleudert wurde. Von Zeit zu Zeit während der Fahrt hat der Heizer eine Spritze in Thätigkeit gesetzt, die die Glut dieses Hausens zu löschen hat, damit die Wände nicht durchbrennen.

Der Führer geht nun weg. Ehe der Heizer ihm folgt, verspricht er schnell dem Puzer ein Glas Bier, wenn er alles ein bißchen sauber macht, die Kohlen auf dem Tender zusammenhaufelt und so weiter.

Dann eilt er dem Führer nach und betritt mit ihm die Stammkneipe aller Führer, die an diesem Knotenpunkte übernachten müssen.

Sie treffen das Lokal auch schon recht voll an, voll Menschen und voll Tabaksqualm. Hadermar begrüßt ziemlich geräuschvoll einige alte Führer, bei denen er als junger Mann noch den Heizer gespielt hat. Dann bestellt er und sein Heizer sich zu essen. Die unförmig dicke, aber noch ziemlich junge Wirtin bringt das Essen, Eierpfannkuchen, nicht ohne von jedem Führer, an dem sie vorbei muß, vertraulich in die Backen gekniffen zu werden. Sie begleiteten diese Thaten mit dem Rosewort „unstre Kathrin!“ und sahen die Dame mit verlangenden Blicken an.

Sie mußten sich heute aber auch ganz besonders zeigen, denn einer der Führer hatte statt seines gewöhnlichen Heizers einen „Manschetteneizer“ mitgebracht, einen Regierungsbauführer, der seine dreimonatige Fahrzeit abmachte.

Hadermar erzählte, daß er heute in Merkelsbach beinahe auf einen Güterzug gefahren sei. Dieser Anstoß erweckte einen förmlichen Strom von geschnittenen Ereignissen, in die die einzelnen Führer verstrickt gewesen und die zum Teil wahr, zum Teil gelogen waren.

Es scheint, daß alle aufregenden Berufe, wie Jagerei, Seefahrerei und Lokomotivführerei, der Phantasie bedeutend auf die Beine helfen. Da war kein einziger der nicht einmal einem Menschen den Kopf abgefahren hatte, von den Tieren, die sie zu Brei gemacht hatten, ganz zu schweigen.

Der eine hatte einen Puzer beim Hinausfahren aus dem Hause mit dem Tender an dem Thürpfiler zerquetscht, der andere einem Mädchen mit einem blaugelbten Kopftuch, das er noch heute vor sich sah, den Kopf nebst diesem Kopftuch abgefahren, so daß er weit über den Damm rollte, der dritte hatte einen



Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz: Englische Artillerie bei Vorrücken einer Drift in der Kapholonie von Zuten überrascht.
Zeichnung von William Woodville.

Rangierer zwischen den Puffern zerquetscht, und so weiter!

Dann kamen die Sachen, die ihnen selber widerfahren waren. Der erste war bei einem Anprall dreißig Meter weit von der Lokomotive geschleudert worden, ohne Schaden zu nehmen; der andre war mit seiner Maschine vom Damm gekollert und hatte fünf Stunden unter der Tendermuschel im Graben gelegen; dem andern hatte auch ein Regierungsbauführer als Heizer aus Unvorsichtigkeit den mächtigen Schürhaken vom Tender aus auf den Kopf geworfen, während er unten herumging, so daß er zwei Jahre wegen Unzurechnungsfähigkeit keinen Dienst versehen durfte.

Das alles kramten sie aus, um sich vor dem anwesenden Regierungsbauführer wichtig zu machen, der zu dem allem kaum ein Wort sagte. Schließlich baten sie ihn, ihnen deraufhin kein zu strenger Vorgesetzter zu werden.

Nach einem Streit, ob bei dem Offenbacher Eisenbahnunglück der Signalwärter zu bestrafen wäre oder nicht, forderte einer, ein ganz alter Führer, mit einem Gefinnungsgegnen irgend einen dritten Mann auf, mit ihnen Sat zu spielen. Nach langem allseitigen Sträuben fand sich denn endlich ein Heizer.

Der Heizer von Hadermar war inzwischen zur Liebeth hinaus in die Küche gegangen.

Das Spiel ging anfangs ganz gut. Dann aber verlor der alte Führer fortwährend schauerhaft, wie er unter Schimpfen behauptete, durch die Schuld des meistens mit ihm zusammenspielenden Heizers. Das Schimpfen ging allmählich in ein wildes Fluchen über, und blaurot vor Zorn verließ der alte Bar das Lokal.

„Das wußte ich,“ sagte Hadermar, „so macht der's immer, wenn er nicht gewinnt; deshalb habe ich auch nicht mitgespielt!“

Und da eben gerade die Kathrine wieder hereinkam, bestellte er bei ihr drei Duzend Eier für das nächste Mal, wenn er wieder herkäme. Darauf brach er auf. Die andern lachten ihn aus, sowohl die Schnellzügler als auch die „Laster“, die Güterzügler. Hadermar aber sagte:

„Ja, ihr habt gut reden, könnt fein ausschlagen. Wir müssen schon um halb vier heraus. Der Güterzug ist der erste! — Also gute Nacht beisammen!“

Damit verließ er das Lokal, suchte sich in der Küche seinen Heizer, der gerade der Liebeth erklärte, sie sei das reizendste Mädchen nicht nur in Säufelheim, sondern längs der ganzen Bahnstrecke. Sie aber warf ihn lachend hinaus.

Er ging also mit Hadermar in das Uebernachtungslokal. In demselben standen zwei noch nicht überzogene Betten. Aber die Personale haben ihr Bettzeug immer bei sich. Schnell waren die Lager hergerichtet, die Kleider ausgezogen, und bald ertönte ein doppeltes Schnarchen durch den finsternen Raum, der nur von der glühenden Ofenhöhle aus ein röthliches Licht empfing. Die Temperatur war eine drückend hohe, so daß die beiden Männer von wüsten Träumen geplagt wurden, während vom Bahnhof draußen gelle Pfeife und klapperndes Pufferstoßen dazwischen tönte.

Nach wenigen Stunden wachte der Heizer wieder auf, und zwar — vor grimmiger Kälte. Er klapperte buchstäblich mit den Zähnen und wickelte sich in seine Pferdebede; als das nichts half, stand er auf, zog Hose, Weste und Rock an und legte sich wieder hin. Er bemerkte dabei, daß auch Hadermar aufgestanden war und mit leisem Fluchen an dem erkalteten Ofen herumarbeitete. Hätte der unvernünftige Stationsdiener von vornherein kein Feuer gemacht, dann wären sie jetzt auch nicht vor Kälte aufgewacht.

Sie liegen nun noch anderthalb Stunden im Schlafe, da kommt der Stationsdiener herein, zündet die Lampe an der Wand an, sagt mit seiner rauhen Stimme:

„Halb vier!“

Dann verschwindet er. Der Führer und der Heizer drehen sich müde und zerschlagen auf ihrem Lager hin und her, und jeder wartet, ob nicht der andre zuerst aufstehen will.

Endlich bleibt dies unangenehme Geschäft am Heizer hängen, der in seinem Innern über die Führer flucht, die das Vorrecht zu haben glaubten, zu aller Arbeit später als der Heizer und zu aller Ruhe früher zu kommen. Dann tröstet ihn der Gedanke, daß er ja auch einmal Führer werden würde, wo er es seinem Heizer dann ebenso machen könnte.

Er zieht sich an, wäscht sich, packt sein Bettzeug wieder in sein Bündel und wankt hinaus in die schwarze Nacht. Die Luft ist klar und mild, viel wärmer als drinnen im Schlafraum. Die Sterne blinken am Himmel, und die roten und grünen Signallichter an ihren hohen Masten flimmern dazwischen. Der Heizer geht über die Geleise und betritt den finsternen Lokomotivschuppen.

Während er noch mit Deden beschäftigt ist, kommt auch schon Hadermar, den halb gerauchten Zigarrenstummel von gestern abend im Munde.

„Schönes Wetter giebt's heute!“ sagt er, besteigt

den Führerstand, sieht nach dem Wasserstand und dem Feuer, nachdem er sich eine kleine Handlaterne angestekt hat. Dann ruft er dem Heizer zu:

„Gießen Sie die verdammte Mittelachse am Tender ganz voll, daß sie nicht wieder schreit!“

Darauf langt er ein Blechgefäß mit Henkel und einen langen Drahtkasten aus dem Tenderkasten, füllt an einem Wassertrank das Gefäß, stockert das zugebedeckte Feuer in der Maschine an einer bequemen Stelle auf, so daß ein hellglühendes Loch in den Kohlen entsteht; dahinein senkt er das Blechgefäß. Dann nimmt er seine und des Heizers Kaffeekanne, schüttet den in Büchsen mitgenommenen gemahlten Kaffee hinein und gießt nach einigen Minuten das kochende Wasser darüber.

In diesem Augenblick kommt ein Puffer gelaufen und ruft:

„Auf! Der Zug ist da!“

„Ist alles fertig?“ fragt Hadermar den Heizer, der noch unten herumhantiert:

„Jawohl!“

„Brennen die Laternen?“

„Ja!“

„Auch hinten die eine?“

„Jawohl!“

„Ist die grüne Blendscheibe davor?“

„Donnerwetter, nein!“

Die Zugmaschinen, die zum Zug in den Bahnhof fahren, müssen sich auf gewissen Bahnhöfen durch grünes Licht kenntlich machen, damit sie die Weichensteller auch bei Nacht von Rangierlokomotiven unterscheiden können.

„Dann also: Drehscheibe!“ ruft Hadermar und pfeift.

Die Drehscheibe wird zurechtgelegt. Unterdeß klettert der Heizer auf die Maschine, wühlt mit dem langen Schürhaken leuchtend und schnaufend das Feuer um, so daß es hell zu brennen beginnt.

Während die Maschine gedreht wird, wirft er eine große Masse Steinkohlenbriketts und große Kohlenbrocken hinein, die den eisernen Bestand der feurigen Lohle bilden sollen.

Der Puffer, der gerade die Drehscheibenturbel drehen hilft, macht den Heizer darauf aufmerksam, wie schön die Kohlen nach vorn geschauelt seien auf dem Tender, und fügt hinzu, daß er sich damit eine Flasche Bier laut Versprechen verdient habe.

„Habe keine Zeit und kein Geld heute, Hannes! — Wenn ich wiederkomme!“

„Na, adieu! Glückliche Reise!“ ruft der Puffer Hannes, während sich die Lokomotive in die Dunkelheit hineinarbeitet.

„Machen Sie kein zu helles Feuer! Wo wollen wir denn nachher mit dem Dampfdruck hin? Die erste halbe Stunde den Berg herunter brauchen wir ja eigentlich nur zu bremsen! In Irthausen ist noch Zeit genug zum Dampf machen!“

Man kommt vor den Zug. Der Zugführer notiert wieder Maschinennummer, Führer und Heizer, meldet die Achsenzahl:

„Dreizehn!“

„Na, denn los!“ sagt der Stationsassistent. „Fahrt eintrüben bis zum Ausfahrtsignal! Bis dahin werden wir ja Antwort haben von Schwenningen. Dann lasse ich's gleich ziehen!“

„Guten Morgen!“

Ein Pfiff, und langsam nähert sich der Zug dem Signal, das richtig auch gerade gezogen wird. Von da an geht's bergab. Die Maschine braucht überhaupt keinen Dampf. Durch die Schwerkraft allein kommt die Sache furchtbar ins Treiben, und da die Strecke sich an vielen Bergabhängen hinschlängelt, wackeln und hüpfen Maschine und Tender mit großen Sähen hin und her. Ohne sich zu halten, kann man gar nicht stehen, und der Heizer, der noch einige Brocken ins Feuer werfen will, trifft jedes zweite Mal neben das Feuerloch. Der Führer macht den üblichen Scherz, daß er daselbst nächsten weiter hauen lassen wolle, und dann versucht man Kaffee zu trinken.

Jeder schüttet sich vorsichtig die Tasse nur halb voll, stellt sich mit dem einen Bein auf den Fußboden der Lokomotive, mit dem andern auf den des Tenders, macht Kniebeuge und bekommt so Arme und Kopf in eine erträglich indifferente, ruhige Stellung, so daß der Kaffee labend in den Magen fließen kann.

Beim Bergabwärtsfahren verschwindet übrigens auch das Wasser im Wasserstandsglas fast vollständig, obwohl die Lokomotive vorwärts fährt. Diesmal wird nämlich, da ohne Dampf gefahren wird, der Kessel nicht vor dem Wasser beschleunigt, so daß dies sich nach hinten türmt, sondern Wasser und Kessel werden von der Schwerkraft gleichmäßig angezogen, das Wasser findet weniger Bewegungswiderstand als der an die Schienen gebundene Kessel, außerdem steht der Kessel nach vorn geneigt; die Folge davon ist, daß sich das Wasser in dem vorderen Teile des Kessels staut.

„Machen Sie mal die Bremse ein bißchen zu! Wir fahren zu schnell. Hier liegen Fußgänger!“ ruft Hadermar.

Fußgänger heißen beim Lokomotivpersonal die elektrischen Kontakte, die in gewissen Abständen voneinander an den Schienen liegen, und die auf die zugehörige Station melden und es dort registrieren, ob der Führer auch nicht mit unerlaubter Geschwindigkeit den Berg heruntergefahren ist.

Heizer und Führer sitzen auf ihren Plätzen. Die Maschine läuft von selber, und sie können sich die schöne Gegend betrachten.

Auf den Gipfeln der Berge ringsum beginnt der Tag zu grauen. Das hat, in Gemeinschaft mit dem gleichmäßigen Rumpeln und Stoßen, die übliche Wirkung auf die Augenlider des Heizers. Der Führer aber, der einen gewissen Sinn für Natur hat, blickt frisch in den prachtvollen Morgen.

Von Minute zu Minute wird es heller. Drunten im Thalsee werden schon die einzelnen Häuser und die Kirche des Dörfchens Schwenningen sichtbar. Auch der heckenumzäunte Friedhof leuchtet mit seinen weißen Kreuzen. Aus sämtlichen Schornsteinen der kleinen Häuschen kräuselt sich blaugrauer Rauch in die Höhe. Man sieht ordentlich das frische Tannenholz knistern, bei dem die Bauern ihren Kaffee oder ihre Suppen kochen.

Und weiter fährt die Maschine, ohne daß man die Hand zu rühren braucht. Der Wald beginnt zu grünen. Junge Zweige schlagen im Vorbeifahren an die Fenster des Führerstandes. Die Sonne tritt über die Bergklämme!

Man nähert sich einem Blocksignal. Dasselbe ist nicht gezogen. Sofort pfeift der Führer zum Bremsen. Mit Mühe gelingt es, den schnell fahrenden Zug zum Stehen zu bringen. Während er noch langsam fährt, ertönt unter dem Heizer plötzlich ein fürchterlicher Knall. Der denkt, es sei eine Kurbelstange gebrochen, die im nächsten Augenblick durch den Fußboden an seine Beine geschleudert werden könnte, und springt entsetzt auf die Seite des Führers hinüber. Da ertönt auch unter dessen Fußboden ein gleicher Schlag, und ein leichter Pulvergeruch macht sich bemerkbar.

„Knallsignale!“ sagt Hadermar. „Nur keine Angst!“

„Da vorn steht auch noch einer mit einer roten Fahne!“

„Dreifach genäht hält besser!“

„Was ist denn los?“

Der Mann mit der roten Fahne kommt heran. „Schienenbruch anderthalb Kilometer von hier abwärts!“ meldet er.

„Wann ist denn das passiert?“

„Weiß nicht. Sie sind schon am Ausbessern.“

„Wer ist denn da?“

„Zwei Bahnmeister und ein Ingenieur!“

„Können wir denn weiter fahren?“

„Ja. Ganz langsam. Drunten steht noch ein Bahnwärter, der's Ihnen zeigen wird!“

Hadermar wendet sich zum Zugführer:

„Sagen Sie Ihren Leuten, daß sie ein bißchen gut bremsen sollen, wenn ich pfeife!“

„Also los!“

„In Gottes Namen denn! — Was ein Geschrei um eine Kleinigkeit! Wer weiß, wieviel Schnellzüge schon über den Bruch gedonnert sind, ohne etwas zu ahnen davon!“

Langsam und feierlich, unter fortwährendem Bremsen gleitet der Zug über die glatten Schienenschlangen, die also auch solche kleine Bosheiten in sich bergen können.

„Materialfehler!“ sagt achselzuckend der Techniker. „Da kann kein Mensch was machen!“

Nach einiger Zeit bemerkt Hadermar richtig einen alten Bahnwärter neben dem Geleise, der mit zitterndem Arm eine Stange quer über das Geleise hält, zum Zeichen, daß der Zug halten soll. Dies thut denn auch folgsam der Zug; der alte Bahnwärter, ganz verstört, tritt an die Maschine heran und redet in kindischer Aufregung mit zahnlosem Munde eine Menge Zeug daher, von dem Hadermar auch nicht eine Silbe versteht. So was scheint dem guten Bahnwärter in seiner langjährigen Praxis noch nie vorgekommen zu sein.

Am wenigstens an dem Gebaren des Alten zu merken, wo die Unglücksstelle ist, nimmt Hadermar ihn auf die Maschine, das heißt, er hebt den aufgeregten Mann herauf. Da steht er nun auf dem Tender und redet und schwatzt weiter, ohne daß man viel daraus entnehmen kann. Hadermar lacht still vor sich hin, während der Heizer nicht ganz seine Angst verbergen kann, mit der schweren Maschine und noch dazu einem Zug im Rücken über die gebrochene Stelle als erster zu fahren! Ihm ist in seiner kurzen Praxis eben so etwas auch noch nicht vorgekommen.

Plötzlich beginnt der alte Bahnwärter zu zappeln und zu deuten. Man sieht Bahnarbeiter am Geleise stehen, ein Bahnmeisterwagen, die nach ihrem Erfinder genannte Drafsine, steht neben dem Geleise bei einer roten Fahne.

Der Zug gleitet ganz, ganz langsam über die gefährliche Stelle und bleibt dahinter halten, um den

alten Mann abzuladen. Dann geht's mit Dampf und Schwerkraft lustig weiter.

"Ich glaube, der Alte meint, er hätte die Rettungsmedaille verdient," spottet Hadermar.

"Das verdammte Bauernweib!" droht er jetzt nach vorn und pfeift zum Bremsen. Denn der Zug nähert sich einem Straßenübergang, dessen Barriere die Bahnwärterin noch nicht geschlossen hat. Mitten auf dem Geleise fährt noch gemütlich ein Bauernwagen mit zwei Kühen. Es geht gerade noch alles glücklich ab, der Zug faust über den Übergang, und das Bauernweib, mit seiner lederverkappten Fahne an der Seite, grinst blöde zu dem drohenden Mann auf der Lokomotive hinauf.

"Wenn man sich nicht scheute, die Leute um ihr bißchen Brot zu bringen, müßte man sie anzeigen!" grollt Hadermar nach.

Nächste Station. Meldung des Stationsbeamten, daß der Zug bis Merkelbach auf dem falschen, das heißt dem linken Geleise fahren muß.

"Stechen Sie vorn auf beide Laternen rote Blend-scheiben!" sagt Hadermar dem Heizer.

Dieser geht herunter und meint:

"Es ist ja schon Tag!"

"Dann machen Sie die Laternen aus und stecken Sie die rote Blend-scheibe vorn auf!"

Man fährt über die Endweiche auf das linke Geleise. Unterwegs trifft man eine Kolonne Streckenarbeiter, welche eine Auswechslung des schmalen alten Schienenprofils mit dem breiten neuen vornehmen.

Schon längst hat das scharfe Gefälle aufgehört, und die Maschine fährt mit halbem Dampf.

Der Güterzug fährt wieder in den Bahnhof Merkelbach ein, mit der Aussicht, dort unter Umständen dreiviertel Stunden zu liegen. Richtig! Das Ein-fahrtsignal zeigt zwei gehobene Arme; das bedeutet, daß die Weiche nach dem zweiten Nebengeleise gelegt ist. Wenn ein Zug eine Weiche wie in diesem Falle "spitz" befährt, und die Weiche lenkt scharf von der geraden Hauptgeleise-richtung ab, so muß er besonders langsam fahren, um bei dem seitlichen Stoß der Zunge an die Radfränge sowohl sich als auch die Weiche vor Schaden zu bewahren. Hadermar pfeift also recht eindringlich zum Bremsen, und die Richtung des Zuges erhält einen nach hinten fließenden Knick.

Eine Rangierlokomotive ist zur Stelle, und so erhält Hadermar den Befehl, zum Lokomotivschuppen zu fahren. Wie er dort kaum seine 1275 verlassen hat, kommt ein Puher gestürzt und bringt ihm die Nachricht, daß er sich auf die Mitfahrt des Herrn Bau-Insppektors Zittelmann gefaßt zu machen hat. Zittelmann ist der Vorgesetzte aller Maschinen und Maschinenpersonale und von den letzteren gefürchtet wie der Satan. Er ist von militärischer Strenge, sieht die kleinste Unordnung und jeden Schmutz und gießt einen Sturzbach von Zorn über den Unglücklichen, den er erwischt.

Heute soll, wie der Puher erzählt, ein Heizer im Güterzug seine Probefahrt als Lokomotivführer machen, die Zittelmann persönlich abzunehmen gedenkt.

Kaum ist der gefürchtete Name durch den Lokomotivschuppen geschallt, als auf sämtlichen Maschinen eine fieberhafte Puhtätigkeit beginnt. Spritzen lausen, Besen fliegen, Lächer flattern, und überall sieht man reißende Häute. Die meisten kennen auch die bewußten Gassen und Böden, in denen Zittelmann mit Vorliebe stockert, um Kohlenstaub zu finden, und reinigen diese mit Taschenschneidern und so weiter in sorgfältigster Weise.

Auf der 1275 ist natürlich die Thätigkeit ganz besonders angeregt. Der Heizer schlingt Puhpomade-lappen um die messingenen Wasserstandshähne und zerrt die Enden der Lappen hin und her, während er förmlich daran hängt. Hadermar lehrt mit dem Besen das Trittbrett rund um den Kessel ab, springt dann mit einem Ballen Puhwolle hinunter und puht von Radspeichen und Triebstangen das überflüssige Öl, das der Heizer aus übler Angewohnheit reichlich verschüttet hat, und das beim Fahren herumgespritzt worden ist und das ganze Unterteil mit einer braunen Schicht bedeckt hat. Solche Ölvergeudung erregt besonders Zittelmanns Zorn, deshalb vorbeugen!

Kaum ist alles notdürftig in stand gesetzt, da muß auch schon wieder in den Bahnhof gefahren werden.

Vor dem Zug steht bereits der unglückliche Prüfungs-kandidat in seiner Sonntagsuniform, umgeben von Zugführer und Zugpersonal, die ihm versichern, daß sie schon zur rechten Zeit bremsen wollen. Er erkundigt sich nach der Fahrgewindigkeit und nach den Stationen, wo fahrplanmäßig nicht gehalten wird. Dann betrachtet er die Nummer der Maschine, 1275, und klettert hinauf, läßt sich von Hadermar schnell noch die Geheimnisse und Launen dieses Individuums erklären, Speisepumpe, Anfahrventil, die Größe der nötigen Öffnung des Regulators und die Auslage der Steuerung.

Während der Ärmste sich das alles in den Kopf pault, naht schon vom Bahnsteig eine Schar feingekleideter Herren, unter denen man mit Recht den Bau-Insppektor Zittelmann vermutet. Dieser ver-

abschiedet sich von den andern Herren und nähert sich der Maschine.

Hadermar ist schon heruntergesprungen, steht stramm wie ein Soldat neben dem Trittbrett und meldet nach Instruktion:

"Lokomotivführer Hadermar, Hilfsheizer Hasselmann, Lokomotive Nr. 1275. — Alles in Ordnung!"

Der Bau-Insppektor Zittelmann, mit deutscher Schnurrbarttracht, hellem Ueberzieher, braunen Glacehandschuhen und silbernem Stodgriff, hört sich den Vers an, wirft einen Blick auf die Maschine und steigt hinauf, nachdem der Heizer Hasselmann mit frischer Puhwolle die Griffstangen abgewischt hat. Auf dem zweiten Trittbrett bleibt Zittelmann stehen und wendet sich zum Führer Hadermar zurück mit finster zusammengezogenen Augenbrauen:

"Was ist denn das wieder für eine Lotterei? Das Trittbrett wackelt ja!"

"Entschuldigung, Herr Bau-Insppektor, ich habe die Maschine heute erst bekommen."

"Dann sagen Sie's gleich Ihrem Werkmeister!"

Damit steigt er gänzlich hinauf. Oben wendet er sich zu dem zu prüfenden Heizer, Becker mit Namen, der vor Verlegenheit nicht weiß, an welchen Fixpunkt er das schene Auge klammern soll:

"Haben Sie sich über alles Nötige informiert?"

"Ja wohl, Herr Bau-Insppektor!" würde Becker geantwortet haben, auch wenn er sich über nichts informiert hätte, weil er dem hohen Vorgesetzten unter keinen Umständen mit einem Nein unter die Augen getreten wäre.

"Na, denn also los!"

Hadermar sieht sich nach dem Zugführer um, dieser giebt das Zeichen zur Abfahrt, und unter der Leitung des Kandidaten Becker setzt sich der Zug in der gewohnten Weise in Bewegung.

Zittelmann bekümmert sich vorläufig gar nicht um Becker, wendet sich vielmehr in jovialem Gespräche an Hadermar:

"Schönes Wetter jetzt!"

"Ja wohl, Herr Bau-Insppektor. Wenn's nur auch hält!"

"Sie haben doch auch einen Garten?"

"Einen Acker, Herr Bau-Insppektor!"

"So. Ich habe immer Pech mit meinen Kartoffeln. Meine Birnen werden aber immer ganz gut."

"Vielleicht zu feucht, Herr Bau-Insppektor?"

"Wie alt sind Sie eigentlich?"

"Dreißundvierzig Jahre, Herr Bau-Insppektor!"

"Wollen Sie denn immer Führer bleiben? Machen Sie doch mal Ihr Werkmeisterexamen!"

"Dazu bin ich zu alt und zu — dumm!"

"Ach was! — Wieviel Kinder haben Sie denn?"

"Eine Tochter, Herr Bau-Insppektor!"

"Eine? — Na, Sie! So 'n starker Mann, Sie sollten sich was schämen! — Was haben Sie denn für eine Wohnung?"

"Drei Zimmer im Parterre."

"Was zahlen Sie denn dafür?"

"Fünfhundert Mark!"

"Verdammt teuer die Wohnungen jetzt! — Hören Sie mal, Becker, der Kessel soll wohl noch überlaufen wie ein Kaffeetopf? — Das ganze Glas ist ja voll Wasser!"

"Ja — Herr Bau-Insppektor. Ich habe darauf nicht acht gegeben. Ich dachte, der Heizer besorgte das."

"Ach was, der Führer ist für alles verantwortlich! — Mit welcher Geschwindigkeit fahren Sie denn?"

"Fünfundfünfzig Kilometer."

"Stimmt das, Hadermar?"

"Ja wohl, Herr Bau-Insppektor!"

"Was haben wir denn eben für Gefälle?"

"Eins zu zweihundertfünfzig."

"Wieviel Achsen hat der Zug?"

"Ich — ich — weiß nicht. Ich glaube sechsundzwanzig."

"Was, Sie glauben? Sie wissen's nicht? — Na, hören Sie mal, Sie wollen Lokomotivführer werden und wissen noch nicht einmal, was Sie hinter sich haben? Das geht nicht! — Na, wieviel Fahrzeit haben Sie denn bis zur nächsten Station?"

"Sechzehn Minuten."

"So. Na, das hilft aber alles nun nichts. Wenn Sie nicht wissen, wieviel Achsen Ihr Zug hat, ist eben nichts zu machen!"

Jetzt kommt der Zug nach Gidelshausen. Zaghaft drückt Becker auf den Hebel der Dampf-pfeife. Zittelmann schreit ihn an:

"Na, wozu ist denn die Pfeife da? — Daß es die ganze Nachbarschaft hört! Drücken Sie doch — so!"

Und er selber läßt wütend drei furchtbar schrille Pfeife ertönen. Der Zug steht. Becker hat nun alles verdorben. Zittelmann sagt ihm:

"Kommen Sie mal mit runter!"

"Adieu, Herr Bau-Insppektor!" ruft Hadermar nach. Becker erfährt unten an der Maschine sein Schicksal, daß er sich in einem halben Jahre nochmals zu melden hat. Dabei hat sich der arme Kerl auf den Lokomotivführer hin schon verheiratet.

Zittelmann entfernt sich mit dem Stationsvorsteher. Hadermar kann die Bemerkung nicht unterdrücken:

"Der weiß auch, warum er gerade hier in Gidels-hausen aussteigt. Einen Schoppen Bayrisch trinkt der auch ganz gern!"

Dann geht die Fahrt weiter. Hadermar erzählt lustige Geschichten von Zittelmann, aus Freude, daß er die drohende Wolke jetzt wieder los ist.

Dem Führer Vellstadt hat er einmal sämtliche große und kleine Vellstannen vom Schnellzug aus in die Kartoffeläcker geworfen, weil eine falsche Maschinennummer draufgeschlagen war. — Vor dem Wasserstandsglas hat er eine furchtbare Angst. Er geht zwar oft daran und dreht die Zuleitungshähne auf und zu, dabei guckt er aber vor Angst rückwärts in den Himmel. Meine Hähne waren einmal verstopft, das wußte ich, und da hatte ich sie ganz einfach zugedreht, so daß das Wasser immer schön gleichmäßig hoch stand, weil's ja mit dem Kessel überhaupt nicht in Verbindung stand. Kaum war er auf der Maschine, springt er auch schon an die Hähne. Ich rufe ihm aber zu: Herr Bau-Insppektor, das Glas ist frisch eingezogen! Das könnte leicht plagen! — und richtig, da ließ er die Finger davon. — Ein andermal kam er an eine Maschine und schrie den Führer an: Was ist denn das da, der Splint sitzt ja wieder mit dem Kopf nach unten! Da hat er den Splint im Kurbelzapfen am Triebbad mit gemeint. Der dreht sich aber doch mit dem Rad im Kreis herum und hat bloß zufällig in dem Augenblick, wo die Maschine stillstand, den Kopf nach unten gehabt. Der Führer hat zu ihm gesagt: Herr Bau-Insppektor, wenn Ihnen das nicht paßt, dann muß ich eine halbe Umdrehung weiterfahren, dann steht der Splint anders herum! Da hat mein Zittelmann einen roten Kopf gekriegt und ist an die nächste Maschine gegangen. — Dann hat er einmal, auch als Baumeister, eine Probefahrt auf einer neuen Lokomotive mitgemacht. Und wie an der ersten Station die Werkmeister und Monteure drumherum gegangen sind und haben alle Zapfen, Gleitbahnen und so weiter befühlt, ob sie nicht warm waren, da hat's mein Zittelmann natürlich auch so gemacht, hat aber in Gedanken hier mit dem Fingerrücken auch die Kolbenstange angefühlt, die doch im heißen Dampf geht! Natürlich ist ihm die Haut dran hängen geblieben, und er hat sich schauderhaft verbrannt! —

Solches und noch eine Menge ähnliches erzählte Hadermar seinem Heizer vom Bau-Insppektor Zittelmann, vor dem er, wenn er ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, zitterte. Inwieweit die Geschichten wahr sind, entzieht sich der Forschung. Der Heizer hatte sie schon hundertmal gehört, hörte sie aber immer wieder mit großem Vergnügen, um sie einstmals als Führer seinem Heizer weiter vererben zu können. — So entsteht die Sage! —

Man hätte auf der nächsten Station nicht zu halten brauchen, denn der Zug hat nichts, und die Station hat nichts, das heißt da liegt gerade der Irrtum: die Station hat doch etwas, nämlich Hadermars Schinken und Wurst! So fährt denn Hadermar hübsch gemütlich und langsam durch, so daß der Stationsdiener in aller Seelenruhe das mächtige Paket heraufreichen kann.

Dann geht's weiter über einige Stationen in die Umgebung der heimlichen Stadt. Auf dem letzten Bahnhof vorher hat ein Zugführergehilfe zu Hadermar gesagt:

"Fahrt einmal am hohen Damm ein bißchen langsam! Da will ich herunterspringen und auf den Westbahnhof laufen. Ich komme dann zwei Stunden eher nach Hause!"

"Das geht ja dann in einem hin," sagt Hadermar, "dort muß ich so wie so langsam fahren."

Als man den hohen Damm passiert, fährt in der That der Zug verächtlich langsam. Unten am Damm her läuft eine Vorortstraße, in welcher Hadermar wohnt. Seine Frau sitzt ihm aus dem Fenster zu, seine Tochter aber steht unten am Damm. Hadermar nimmt seine Ledertasche, welche wohlverschnürt das große Schinkenpaket enthält, macht die Thür auf, beugt sich hinaus und läßt in schönen Sätzen die dicke Tasche den etwa zehn Meter hohen Damm hinunter-fallen, gerade seiner Tochter vor die Füße.

"Da brauche ich's den langen Weg nicht zu schleppen," sagt er.

Nun naht sich die Fahrt dem Ende. Das letzte Signal vor dem Güterbahnhof taucht auf, aber leider nicht gezogen! Wie immer! Das bedeutet, daß man jetzt, schon beinahe zu Hause, etwa noch eine halbe Stunde auf der Strecke liegen bleiben muß. Den ganzen Zug entlang tönt Fluchen und Schimpfen. Nachdem die halbe Stunde verstrichen ist, klappern die Drähte neben am Damm, und der Signalarms geht in die Höhe.

Allgemeines Aufatmen. Das Zugpersonal hat sich vorher heißes Wasser an der Maschine geholt und steht schon mit feißebedeckten Gesichtern im Packwagen. Die Folgen davon zeigen sich denn auch sehr bald, da

beim Einfahren sehr schlecht gebremst wird und die Lokomotive beinahe von der Planke in einen andern Zug gerät.

Aber es ist noch glücklich abgelaufen, und das Zugpersonal kann nach Hause gehen, während die Lokomotive noch einen langen Leidensweg vor sich hat. Erst wieder das stumpfsinnige Hin- und Herfahren, dann das Halten am Wassertrank hinter drei andern Maschinen, dann das Kohlenladen, vierzig Zentner, mit dem vielen Staub und den dicken Broden, die einem auf die Füße köllern.

Darauf kommen die Fuher mit langen Eisenhaken, machen die Feuerthür auf, holen mit Schuppen die letzte Kohlenlut heraus (daß sie möglichst gering ist, darin setzt jeder Führer die Ehre seines Berufes!) und schladen dann aus. Das heißt, sie reißen mit langen Eisenhaken die festgebundenen, unbrennbaren Beimengungen der Steinkohle von den Roststäben los, so daß die zwischen den Stäben liegenden Schliche zum Eintritt der Verbrennungsluft wieder frei werden.

Während dies geschieht, geht Hadermar hinein in die Werkmeisterbude und sieht im Schicksalsbuch nach, ob er morgen, am Sonntag, Dienst hat. Wichtig, er muß morgen, in nächstlicher Frühe, einen Zug fahren. Und er hatte sich schon auf eine Waldpartie gefreut. Da ist nichts zu machen!

Er fährt also die 1275 über die Drehscheibe an ihren Platz im Schuppen. Dann waschen sich die beiden Lokomotivmänner, und Hadermar nimmt, ehe er geht, einen armsiden Knüttel aus den Holzbindeln, die zum Anheizen vorhanden sind. Das thut er für morgen früh, wo er in stockfinsterner Nacht einen Weg durch ziemlich unsichere Gegenden zu machen hat.

„Na, wozu das?“ fragt sein Geizier erstaunt.

„Für morgen früh!“ sagt Hadermar.

„Da ist doch Sonntag!“

„Ja, aber unser Zug geht doch!“

„Gott verdamme mich! — Jetzt hab' ich schon mit meinem Schatz verabredet! — Lumperei!“

Wütend zerrt auch er einen Knüttel aus den Bündeln, und beide gehen zur Ruhe nach Hause.

Das kaiserliche Residenzschloß in Sigmaringen.

(Fort. S. 193.)



Fürst Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen.

In dem freundlichen Städtchen Sigmaringen an der Donau wurde kürzlich das fünfzigjährige militärische Dienstjubiläum des Fürsten Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen feierlich begangen. In dem die Stadt von einem langgestreckten Felsrücken überragenden Schloße, der Residenz des Fürsten, trafen Abordnungen der Offizierscorps des Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Regiments Nr. 40, dessen Chef der Fürst ist, und des 1. Garderegiments zu Fuß, dem Fürst Leopold à la suite angehört, ein, um Glückwünsche und sinnige

Geschenke zu überbringen; der Kaiser ernannte den Jubilar, seinen Stammverwandten, zum Generaloberst. — Fürst Leopold, dessen Porträt wir aus diesem Anlaß bringen, ist am 22. September 1835 zu Krauchenwies geboren als ältester Sohn des Fürsten Karl Anton, der am 7. Dezember 1849 seine Hoheits- und Herrscherrechte an die Krone Preußen abtrat und am 2. Juni 1885 in Sigmaringen starb. Am 12. September 1861 vermählte sich der damalige Erbprinz Leopold mit der Prinzessin Antonia von Portugal; im Sommer 1870 wurde er durch seine Annahme der spanischen Thronkandidatur die unschuldige Veranlassung zum deutsch-französischen Krieg, an dem er als preussischer Oberst teilnahm. — Das kaiserliche Residenzschloß, an das sich die katholische Kirche von 1761 unmittelbar anschließt, und um das sich im Halbkreise die auf römischem Boden stehende Stadt Sigmaringen lagert, ist, wie unsere Ansicht auf Seite 193 gewahren läßt, ein ungemein imposanter Bau. Sein Hauptturm soll gleichfalls auf römischen Grundlagen ruhen, und der sogenannte Kunstbau ist über einer Stätte nachgewiesener römischer Altertümer errichtet. Jahrhunderte haben an dem stolzen Felsenchloß gebaut, doch ist die Baugeschichte in den früheren Jahrhunderten nur wenig aufgeheilt. Der Hauptbau aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts stammt von den Grafen von Werdenberg, die Stadt und Schloß seit 1459 besaßen, und deren Nachfolger 1534 das Haus Zollern wurde. Die Nordseite ward im Dreißigjährigen Krieg von den Schweden zerstört und nach dem Frieden wieder aufgeführt; aus dieser Bauzeit rühren hauptsächlich Speisesaal, Marstall, Kunstbau und der sich 76 Meter über den Donauspiegel erhebende Wasserturm her. Im achtzehnten Jahrhundert erhielt der mächtige Gebäudezug durch den westlichen Hauptteil, den Josephsbau, seine charakteristische Form. Das interessante westliche Aufgangsthor flankieren zwei runde, alte Türme. Der östliche Flügel mit dem hohen Dache, der sogenannte Fürstenbau, geriet am 17. April 1893 bei Einrichtung der elektrischen Beleuchtung in Brand und wurde durch die Flammen

zerstört, ist aber seitdem nach dem Entwurf des Baurats J. de Bay neu errichtet und in stilvoller Weise mit den übrigen Teilen des Schlosses verschmolzen worden. Unsere Hauptansicht zeigt das Schloß in seiner jetzigen Gestalt, während die kleine Vignette es vor dem Brande darstellt. Mit Recht berühmt sind die reichhaltigen Kunstsammlungen und die große Bibliothek dieses Fürstenthums.

Der Mord in der Villa Hobalt.

Kriminalroman

von

Friedrich Thieme.

13.

„Eodmüde und halb erstarrt vor Kälte sank Rechtsanwalt Lorenz Altner in die Kissen des Hotelbettes; sobald er jedoch die Augen in dem süßen Gefühl schloß, nunmehr der Finsternis, dem Frost und der Mühe entronnen zu sein und sich behaglich dem erschnittenen Schlummer überlassen zu können, stürmte eine Flut aufregender Gedanken auf ihn ein, Gedanken, die abzuschütteln er sich vergebens bemühte. Nachdem er sich von der inneren Unhaltbarkeit und Absurdität des klassischen ärztlichen Wortes: „Denken Sie an nichts!“ genügend überzeugt, begann er zu lesen, zu zählen, Gedichte leise vor sich hinzusprechen — alles ohne Erfolg, seine Vorstellungen wurden zu förmlichen Zwangsideen, und er konnte schließlich nichts thun, als sich ihnen willenlos überlassen.“

Natürlich folgte die Richtung seiner Gedanken ausschließlich dem interessanten und ihn so nahe berührenden Kriminalfall. Einen Kapitän Morelly gab es, und auch die von dem Einbrecher Kolter gelieferte Personalbeschreibung stimmte vollständig überein — daraus durfte man wohl den sicheren Schluß ziehen, daß Kolter in seinem ersten Geständnis die Wahrheit gesagt hatte. Wie erklärten sich aber die folgenden, so widerspruchsvollen und seltsamen Ereignisse? Der Widerspruch des offenen Geständnisses durch Kolter, die plötzliche Verschuldung Rudolfs, die Zeugenschaft Vallings, die Auffindung des blutigen Taschentuchs und der Brieftasche? Wie kommt das Blut an Rudolfs Taschentuch, wie gelangen die Banknoten in die Brieftasche, wie beide Gegenstände in den Keller? Wessen Hand, wenn nicht die des jungen Kaufmanns, hat sie dort verborgen? Nur Morelly konnte in Frage kommen, der ja anscheinend mit den Verhältnissen in der Villa so genau vertraut und jedenfalls auch der eigentliche Mörder war, der wohl auch die Hypothekensumme schon vorher an sich genommen hatte, bevor der Einbrecher seine Arbeit begann. Woher nahm Morelly, wenn ihm diese Handlungen zur Last fielen, das Taschentuch Rudolfs? Wie gelangte er zu jener intimen Kenntnis der örtlichen Gegebenheiten in der Villa? Stand er vielleicht mit jemand vom Dienstpersonal in Verbindung? Und mit wem? Warum veranlaßte er Kolter zu dem Einbruch? Warum entflohr er nicht, sondern harrete trotz der ihm drohenden Gefahr auf der Stätte seines Verbrechens aus und entwickelte eine so unheilvolle geheimnisvolle Thätigkeit? Sah es nicht fast aus, als handle es sich um ein Komplott gegen Rudolf, dessen Urheber und Träger Morelly war? Welche Pläne konnte er dabei verfolgen? Wo nahm er die Mittel zur Ausführung seiner Zwecke her? Handelte er vielleicht im Auftrag eines andern?

Lorenz vermochte all diese Fragen nicht zu beantworten; seine Sinne verwirrten sich endlich, er sank in anfangs unruhigen, dann immer fester sich gestaltenden Schlaf, der ihn bis weit in den Vormittag hinein an sein Lager gefesselt hielt. Vielleicht wäre er selbst da noch nicht erwacht, hätte nicht ein starkes Pochen an seiner Thür ihn ermuntert.

Rasch in Schlafrock und Pantoffeln schlüpfend, öffnete er — der Detektiv stand vor ihm.

„So früh schon, Gering? Sie haben wohl gar nicht geschlafen?“

Der Geheimpolizist lachte.

„Doch — ein paar Stunden —, übrigens ist der Tag schon ziemlich angerissen. Es ist zehn Uhr durch.“

„Zehn Uhr!“ rief Lorenz, überrascht nach seiner Uhr blickend. „Teufel! Ich wollte ja um acht Uhr spätestens aufstehen! Aber die ungewohnte Aufregung, die Anstrengung der Jagd —“

„Ja, ja, wenn man daran nicht gewöhnt ist.“

„Sie kommen, mir über den Erfolg Ihrer Mission Bericht zu erstatten? Sie haben den Herrn nicht mehr erreicht?“

„Doch,“ versetzte mit wohlgefalligem Schmunzeln der Beamte.

„In der That?“

„Er war noch gar nicht allzu weit — vermutlich verweilte er einige Zeit hinter der nächsten Ecke, um uns zu beobachten.“

„So denken Sie, daß er wirklich der Gesuchte ist?“

„Das steht noch sehr dahin. Ich wüßte nicht, wie ein Mensch, wenn er nicht zaubern kann, es anfangen wollte, eine so radikale Umwandlung mit sich selbst vorzunehmen. Und in so kurzer Zeit. Auf alle Fälle bin ich ihm gefolgt — ich weiß, wo er wohnt.“

„Ah — wo ist das?“

„Gar nicht allzuweit von Kolter — in einem kleinen Gasthof in der — Straße.“

„Weiteres wissen Sie vorläufig nicht von ihm?“

„Einiges habe ich doch in Erfahrung gebracht. Ich zwang mich heute morgen um sieben, so teuer es mir ankam, aus den Federn, um meine Beobachtungen sofort wieder aufzunehmen. In meinem gewöhnlichen Anzug, wie Sie mich hier schauen, begab ich mich nach dem Gasthof, kam gegen acht Uhr hin und setzte mich in die Gaststube, um ein wenig zu frühstücken, was dort nicht auffällt, weil schon zeitig am Morgen zahlreiche von draußen hereinkommende Fuhrwerke vor dem Gasthof anhalten. Der Inhaber, Gastwirt Beer, ist der Polizei als ein äußerst solider, ehrenhafter Mann bekannt; ich zögerte nicht, ihn ins Vertrauen zu ziehen. Das heißt, soweit ich es für ratsam erachtete. Ich sagte ihm, wer ich sei, legitimierte mich und bat ihn um Auskunft über seinen Gast. Er zeigte sich unruhig, fragte, um was es sich handle; ich ließ ihn nur im allgemeinen wissen, daß man vorläufig nichts Bestimmtes gegen den Fremden habe, man hege den Verdacht, daß er ein politischer Agent sei, weshalb es erforderlich erscheine, ihn näher zu beobachten. Möglicherweise sei die Vermutung auch ganz unbegründet. Natürlich verpflichtete ich ihn zur strengsten Verschwiegenheit.“

„Sehr gut. Was erfuhren Sie von ihm?“

„Nicht viel. Der Herr hat sich als Schauspieler Siegmund Rösch in das Fremdenbuch eingetragen, er besitzt gute, auf diesen Namen lautende Legitimationspapiere und giebt vor, hier Engagement zu suchen. Er wohnt erst seit fünf Tagen in dem Gasthof.“

„Dann sind wir am Ende doch auf dem Holzwege,“ rief der Anwalt ärgerlich.

„Vielleicht — auffällig war mir nur eins. Ich blieb so lange dort, bis der Fremde ausging; ich lugte durch das Fenster, als er das Haus verließ. Er ging gekleidet wie gestern abend, trug die Pelzmütze auf dem Kopf und denselben Ueberzieher, soweit ich wenigstens urteilen konnte. Aber —“

„Nun?“

„Seine Augen beschattete eine blaue Brille.“

„Ein Umstand, der in Anbetracht der Jahreszeit nicht sonderlich ins Gewicht fällt — der weiße Schnee blendet, und zahlreiche Personen schützen sich zurzeit auf diese Weise gegen die augenfeindliche Wirkung der von der hellen Kristallmasse reflektierten Sonnenstrahlen.“

„Immerhin — gestern abend bemerkten wir keine blaue Brille an ihm.“

„Allerdings nicht,“ äußerte Lorenz nachdenklich. „Wir müssen versuchen, unauffällig eine Durchsuchung seiner Sachen zu bewirken.“

Der Detektiv überraschte den Anwalt durch die Erklärung, das sei mit Leichtigkeit zu ermöglichen.

„Auf welche Weise?“

„Hören Sie. Das Haus, welches der Wirt zu einem Gasthof umgemodelt hat, ist ursprünglich nicht für diesen Zweck gebaut, die einzelnen Zimmer sind daher meist durch Thüren verbunden. Aus dem von dem Schauspieler bewohnten Zimmer geht eine Thür nach einer daneben befindlichen Kammer, in welcher der Wirt, ein Junggeselle, zu schlafen pflegt. Wie er mir verriet, schien das Vorhandensein der Verbindung den Mieter anfangs zu stören. Er zögerte einige Zeit, bevor er sich entschied, aber ein andres eingerichtetes Gemach stand nicht zur Verfügung — im Winter nächtigt selten jemand in dem Gasthof, — und da er vernahm, der Wirt schlafe selbst in der Kammer, und der Preis, sowie Lage des Zimmers ihm wahrscheinlich befriedigend erschienen, gab er sich schließlich zufrieden. Er begehrte nur, man solle ihm den Schlüssel der Zwischenthür überlassen, was natürlich ohne weiteres geschah. So hat er die Thür von seiner Seite aus abgeschlossen, und von der andern ist sie durch einen Riegel verwahrt.“

„Kann man denn nicht durch den Haupteingang in sein Zimmer gelangen?“

„Nein, er verschließt es sorgfältig, wenn er fortgeht, und nimmt den Schlüssel mit sich. Das Aufräumen geschieht in seiner Gegenwart — ein Umstand, der dem Wirt bereits auffällig gewesen, er führte ihn aber darauf zurück, daß der Gast sicherlich Geld bei sich habe und deshalb gegen das Personal mißtrauisch sei.“

„So, so — wenn er aber nun die Thür nach der Schlafkammer des Wirts ebenfalls verschlossen hat, so läßt sich doch auch diese für unsern Zweck nicht benutzen?“

„O doch! Ich guckte durch das Schlüsselloch der Außenthür; vor der betreffenden Thür steht ein Sofa mit hoher Lehne. Der Schlüssel aber steckt nicht im Schlüsselloch, den hat er der Vorsicht halber irgendwo

Das bezechte Automobil. Originalzeichnungen mit Text von Joh. Bahr.



Vergnügt auf dem Automobil
Sauft Baron Flitz von Rom nach Kiel.



Doch unterwegs dünkt plötzlich ihn:
Zu Ende sei's mit dem Benzin.



Wohl giebt es eine „rote Ute“,
Doch kein Benzin in der Spelunke.



Zur Not man sich behelfen muß
Und nimmt statt dessen Spiritus.



Nicht kostbar ist Wacholderschnaps,
Doch ist's egal — Herr Flitz berappt's.



Was hat denn plötzlich die Starre?
's ist grad, als ob sie schwanken thäte!



Im Pidsack raselt der Motor,
Kein Baum ist sicher mehr davor.



Dann wieder jagt gleich einem Blitze
Er quer durch Dorf und Entenpfüze.



Er dreht im Kreise sich wie toll,
Dort, wo er sich nicht drehen soll.



Das Ende ist der Straßengraben,
Dort wird er seine Ruhe haben.

verborgen. Seine Vorsicht kommt uns jedoch gerade zu statten; denn wer hindert uns, mit einem Nachschlüssel das Schloß zu öffnen?"

Der Rechtsanwalt nickte befriedigt.

"Sie haben recht — wo nehmen wir indessen gleich einen passenden Schlüssel her?"

"Woher?" Der Detektiv zog einen in Papier gewickelten Gegenstand aus der Tasche. "Wissen Sie, Herr Doktor, was ich hier habe? Den Schlüssel, dessen wir bedürfen. Wir probierten alle Schlüssel, die der Wirt aufzutreiben vermochte, dieser hier paßte, es ist eine Art Hauptschlüssel."

"Vortrefflich — Sie denken an alles!" rief der junge Mann erfreut. "So werden Sie sich dann in der Kammer des Wirts verstecken und —"

Gering schüttelte den Kopf.

"Ich gedachte Ihnen einen andern Vorschlag zu unterbreiten. Gewaltmaßregeln gegen den Mann zur Anwendung zu bringen, bevor nicht weitere Verdachtsgründe gegen ihn vorliegen, ist nicht gut angängig, sonst könnte man ihn einfach verhaften und dann in Ruhe die Durchsuchung vornehmen. Dadurch würden wir aber dem Herrn, der möglicherweise mit unserer Sache gar nichts zu thun hat, Verlegenheiten bereiten, über die er ein großes Geschrei erhebe, und welche, wenn die Presse sie weitergibt, die Dresdner Polizei in schlechten Ruf versetzen und die Fremden beunruhigen könnten. Außerdem müssen wir auch das Renommee des Hotels nach Möglichkeit schonen. Zum dritten — sobald zwischen dem Herrn und Morelly wirklich ein mir noch rätselhafter Zusammenhang besteht, dürfen wir bei dem Unbekannten so viel Klugheit voraussetzen, daß er Gegenstände und Papiere, die irgendwie gravierender Art sind, uns nicht vor die Nase hinlegt. Wir finden also möglicherweise nichts, die Papiere sind in Ordnung, der Mann muß wieder entlassen werden, die Polizei ist blamiert, und der Schurke, den wir fassen wollen, gewarnt."

"Vollkommen meine Ansicht," stimmte Lorenz bei. "Wir müssen unbedingt heimlich vorgehen — Sie haben bereits einen Plan ausgedacht, wie?"

"Ganz recht," bejahte der Polizeibeamte. "Sie und ich quartieren uns ohne Wissen des Fremden heute abend im Gasthof ein —"

"Halten Sie meine Anwesenheit für notwendig?"

"Ja, zwei sind besser als einer, das haben wir gestern leider erfahren. Geseht, unser Verdacht bestätigte sich durch irgend einen Umstand, und es erwies sich als erforderlich, den Menschen zu verhaften, so würden vier Arme sicher nicht zu viel sein. Und einen meiner Kollegen möchte ich vorläufig nicht ins Vertrauen ziehen."

"Warum nicht?"

"Geteilte Freude ist doppelte Freude, Herr Doktor, aber geteilter Ruhm —"

"Ist halber Ruhm, ich verstehe."

"Mit Ihnen will ich gern Halbpakt machen, Herr Doktor — außerdem, warum soll ich damit hinter dem Berge halten, bin ich ein armer Teufel, ich diene nicht allein um der Ehre, sondern um meiner Existenz willen. Ich wünsche die Prämie, die für die Ergreifung des Hamburger Bankdiebs ausgesetzt ist, allein zu verdienen."

Lorenz erklärte sich gern bereit, mit dem Detektiv zusammen zu agieren.

"Nachdem die Vorfragen erledigt, fahren Sie fort, Herr Gering."

"Sehr wohl. Also Sie und ich nehmen in Beers Gasthof Logis, der Wirt räumt uns heimlich die sonst von ihm benutzte Kammer ein. Bevor der Schauspieler zurückkehrt — er ist in der Regel abends nicht da —, halten wir in seinem Zimmer sorgfältig Umschau und fahren dann abwechselnd fort, ihn während der Nacht zu belauschen. Vielleicht, daß er etwas unternimmt, was für uns wichtig ist."

Während dieses Gesprächs hatte der Anwalt sich gewaschen und angekleidet, der Detektiv saß auf einem Stuhl, eine ihm von Lorenz offerierte Zigarre rauchend. Plötzlich sagte er:

"Haben Sie den Mantel Morellys bereits untersucht?"

"Jawohl. Es ist nichts Bemerkenswertes daran und darin. Uebrigens besitze ich nicht den Mantel allein, wenige Schritte davon lag auch der Hut."

"Der Hut? Ich verstehe — der Schurke trug unter dem langen Mantel noch einen andern Ueberzieher und unter dem Hut eine zweite Kopfbedeckung."

"Vielleicht eine — Pelzmütze?" fragte Lorenz, setzte dann aber gleich hinzu: "Aber das Auge?"

"Ja, das Auge — wo haben Sie die Sachen, Herr Doktor?"

Lorenz zeigte auf ein in der Ecke liegendes Bündel.

Gering fiel sofort darüber her, band es auf, nahm erst den Mantel vor, durchsuchte sorgfältig die Taschen, befühlte den Stoff, ob irgend etwas unter das Futter genäht sei, betrachtete die Nähte.

"Nichts," murmelte er unzufrieden. "War indessen anzunehmen."

Er griff nach dem Hut.

"Ein ganz gewöhnlicher runder Filzhut, und ziemlich schäbig," warf der Jurist lachend hin.

"Hm —" Mit gewandten Fingern schnitt der Detektiv das Futter auf und drehte das Schweißleder um.

"Sie haben nichts gefunden, auch in dem Hute nichts?"

"Gar nichts."

"Dann, bitte, betrachten Sie einmal das!"

Triumphierend deutete er mit der Hand auf einige mit Tinte auf die weiße Innenseite des Schweißleders geschriebene Buchstaben.

"Das sind vermutlich die Initialen seines Namens — oder aber die des wirklichen Besitzers, für den Fall der Gut nicht sein rechtmäßiges Eigentum darstellt."

"Möglich, aber ich glaube es nicht. Ein problematisches Subjekt wie Morelly hängt seinen Namen nicht an die große Glocke — nein, die Buchstaben müssen eine andre Bedeutung besitzen. C. W. 5. D. O. R. Seltsam!"

"Sie erraten den Sinn nicht?"

Der Detektiv zuckte die Achseln.

"Ich wüßte nicht, was die Buchstaben — hm — vielleicht verbirgt sich irgend eine Adresse dahinter?"

"Wer weiß."

"Nun, wir wollen sehen. Auf alle Fälle will ich mir die Signatur ad notam nehmen," brummte Gering, worauf er die Zeichen sorgsam in sein Notizbuch eintrug.

"Begleiten Sie mich jetzt zum Staatsanwalt," forderte Lorenz den Beamten auf, "wir wollen ihm die endgültigen Beweise vom Leben und Sein der mysteriösen Persönlichkeit übermitteln, an deren Existenz er noch immer nicht recht zu glauben mag. Vorher nur noch einen Augenblick Geduld, ich will meiner Schwester in Kürze über das Ergebnis unserer Mission Bericht erstatten — sie erwartet gewiß mit fiebernder Ungeduld meine Botschaft."

14.

Staatsanwalt Schubert rief den Ankömmlingen schon von weitem die Frage entgegen: "Nun, ist's gelungen?"

"Ja und nein," erwiderte Lorenz.

"Der Kapitän Morelly ist nicht zum Rendezvous erschienen?"

"O ja —"

"Er ist wirklich gekommen?" Der Staatsanwalt stand erregt von seinem Stuhl auf. "Und Sie haben ihn sich entschlüpfen lassen?"

"Die Terrainverhältnisse waren die denkbar ungünstigsten," meinte der Detektiv entschuldigend. "Etwas von ihm haben wir aber doch, nämlich den Hut und Mantel."

"Erzählen Sie doch, Herr Kollege," drängte der Staatsanwalt. "Sie spannen mich auf die Folter."

Lorenz Altners entsprach bereitwillig dem Wunsch des Untersuchungsbeamten. Er berichtete nicht nur den Verlauf ihres Abenteuers, sondern auch die Entdeckung der Chiffren im Hute und ihr Vorhaben für die heutige Nacht.

"Bravo, bravo," rief der Staatsanwalt. "Und Sie, Gering, haben den Morelly wirklich gesehen? Aug' in Auge ihm gegenüber gestanden?"

"Jawohl, Herr Staatsanwalt."

"Können Sie nicht irren — unter keinen Umständen?"

"Unter keinen Umständen."

"Er hat wirklich nur ein Auge?"

"Nur eins — und mit dem Barte stimmt es auch."

"Und Sie glauben, dieser Einäugige könne mit dem Schauspieler identisch sein?"

Der Rechtsanwalt zuckte die Achseln.

"Noch ist mir nicht klar, in welcher Weise ein Mensch eine so seltsame Verkleidung bewerkstelligen könnte, aber ich hege gegründeten Verdacht."

Der Staatsanwalt dachte einige Augenblicke nach. Dann sagte er: "Ich billige völlig Ihre Maßnahmen, Herr Kollege. Das Dasein Morellys wäre also endgültig nachgewiesen und damit die Beschuldigung des Schloßers in der Hauptsache entkräftet. Ihr Klient ist aber trotzdem noch nicht entlastet. Selbst wenn wir allen Zeugen den Glauben versagen, so fallen gegen ihn noch das Taschentuch und die Brieftasche in die Waagschale, sowie die andern Ihnen bekannten Verdachtsgründe."

"Für mich besteht kein Zweifel mehr, daß Morelly entweder der Mörder ist oder im Auftrage des Mörders handelt. Das letztere erscheint mir noch natürlicher — er macht große Versprechungen und wirft mit dem Geld um sich — das läßt auf einen Hintermann schließen."

"Und wer soll der Hintermann sein?"

"Ich weiß es nicht. Sorgen wir vor allem dafür, Morelly in die Hände zu bekommen."

"Sie haben recht. Und ich will mich bemühen, Ihre Entdeckungen auszunutzen. In erster Linie werde ich sofort die Frau Kolter verhaften lassen."

"Vielleicht gesteht sie etwas."

"O, sie ist eine hartgefottene Sündlerin, aber der Versuch muß gemacht werden. Vielleicht, wenn sie einsehen, daß die Intrigue gescheitert und für sie nichts herauszuschlagen ist, gesteht sie aus Klugheit, sonst ließe sie sich, glaube ich, lieber totschlagen. Außerdem will ich noch einmal den Handarbeiter Volking vernehmen, von ihm hoffe ich herauszubekommen, ob er von dem Kapitän bestochen worden ist."

"Wäre es nicht angezeigt, auch den Schloßer selbst noch einem Verhör zu unterziehen? Wenn Sie ihm vorstellen, daß alles verraten ist, giebt er vielleicht sein Spiel verloren."

"Selbstverständlich werde ich auch ihn vernehmen — apropos, Herr Doktor, ich habe heute morgen den Einbrecher in eine andre Zelle schaffen lassen. In eine solche mit Oberlicht, um dadurch zu verhindern, daß sich seine Frau mit ihm in Verbindung setzen kann, für den Fall sie eine Botschaft Morellys zu übermitteln hat."

"Eine höchst dankenswerte Maßregel."

"In seiner Zelle hält sich ein Aufseher auf, um genau aufzupassen, ob irgend ein Annäherungsversuch unternommen wird. Ich wüßte zwar nicht, wie es möglich sein könnte, aber diese Spitzbuben riskieren eben alles. Wenn Sie das Ergebnis aller meiner Veranstellungen kennen lernen wollen, bevor Sie sich auf den Schauplatz Ihres neuen Abenteuers begeben, so bemühen Sie sich vor sechs Uhr noch einmal zu mir."

Lorenz entfernte sich hierauf, um mit Gering seine Vorbereitungen zu treffen. Beide wählten für ihre Absicht die Tracht kleiner Handelsleute, indem sie sich der reichhaltigen Garderobe des Geheimpolizisten bedienten, der oftmals in die Lage kam, sein Neuzerres den besonderen Verhältnissen gemäß umzugestalten. Der junge Rechtsanwalt trug dazu ein paar grobe Aufschlagstiefel, einen billigen Klemmer und einen breitrandigen, zerknitterten Hut. Allzuviel kam auf die Maskerade diesmal nicht an, da sie kaum dem Gegenstand ihrer Beobachtung in den Weg treten würden. Sie bildete eine Maßregel der Klugheit, nicht eine der Notwendigkeit.

Gegen sechs Uhr abends sprach Lorenz, von dem Detektiv begleitet, abermals bei dem Staatsanwalt vor.

"Haben Sie noch irgend welche Instruktion für uns?" beehrte der junge Anwalt zu wissen.

"Nein — und die Mitteilungen, die ich Ihnen zu machen habe, sind leider nicht sehr erfreulicher Art. Die Vernehmungen sowohl des Hamburger Friebe und seiner Ehefrau als Baldings haben uns keinen Schritt weiter gebracht. Kolter und auch Balding beharrten fest bei ihren früheren Aussagen, und die Frau leugnete ganz entschieden, daß der Mann, mit welchem sie sich gestern getroffen, Morelly gewesen sei."

"Das ist stark," rief Gering entrüstet. "Wer soll es denn sonst gewesen sein?"

"Ein Freund ihres Mannes, der ihr etwas Wichtiges zu melden gehabt und sie deshalb durch dritte Hand um das Rendezvous habe ersuchen lassen."

"So spät in der Nacht?"

"Er habe Ursachen, sich nicht am Tage zu zeigen; die Polizei fahnde auf ihn, sie wisse jedoch nicht, weshalb."

"Und was hat er ihr vertraut?" forschte Lorenz betroffen.

"Das wollte sie nicht sagen."

"Aha —"

"Natürlich behalte ich das Weib in Haft, sie ist nunmehr der Fehlerei und Beihilfe dringend verdächtig, auch will ich ihren Durchstechereien ein für allemal ein Ende bereiten. Denn, wissen Sie, Herr Kollege, sie hat tatsächlich eine Botschaft an ihren Mann gelangen lassen."

"Auf welche Weise?"

"Auf die raffinierteste von der Welt. Der Aufseher wartete schon stundenlang vergebens in Kolters Zelle, als er auf einmal ein Geräusch vernahm, wie wenn ein kleiner Stein gegen das Fenster geworfen wird. Er ging hin, um nachzusehen: richtig, auf dem Boden vor dem Fenster lag ein von geschickter Hand geworfener, mit Papier umwickelter Gegenstand, es war ein Zettel, der um einen Stein befestigt war. Auf dem Zettel standen mit Bleistift geschrieben die Worte: 'Sei standhaft; nichts verpfeifen, laß dich vom Kiemisch nicht verblüffen. Alles gut, wenn du fest bleibst.' Verpfeifen bedeutet verraten, der Kiemisch bin ich," setzte Schubert lachend hinzu.

"So kurz diese Epistel ist, spricht sie doch eine beredte Sprache," erklärte Lorenz erfreut, "sie enthüllt indirekt das ganze Lügenystem der Diebsgesellschaft."

"Allerdings — aber hören Sie weiter. Der Aufseher forschte unverweilt dem Ursprung des Zettels nach. Unten im Hof machte eine Anzahl Untersuchungsgefangener gerade ihren Spaziergang, nur einer von ihnen konnte den Stein geworfen haben, und zwar mußte es jemand sein, der seiner Hand ziemlich sicher ist. Unser Verdacht lenkte sich sogleich auf einen seit einigen Wochen inhaftierten Taschenspieler, einen mit allen Waffern gewaschenen Kunden. In der That:

dieser nebst einigen andern Gefangenen hatte ruhig seinen Spaziergang fortgesetzt, während mehrere andre Häftlinge in einer Ecke sich plötzlich um einen ihrer Genossen, der anscheinend in Ohnmacht gefallen war, versammelten. Natürlich eilten die Aufseher hin, um zu sehen, was passiert sei — diese wenigen Augenblicke benutzte der Jongleur, um sein Vorhaben auszuführen. Selbstverständlich war auch die ganze Ohnmacht nur fingiert und während der Freizeit mit wenigen Worten von den unter einer Decke spielenden Gaunern verabredet.

„Ein Meisterstück — woher kennt aber der Jongleur die Zelle Kollers?“

„Er ist es gewiß, der ihm bereits den früheren Brief seiner Frau in die Hände gespielt hat. Die Lage der Zelle hat ihm Frau Koller genau beschrieben. Wir sind um so sicherer, daß er der Attentäter ist, weil er heute früh den Besuch seiner Frau empfangen hat. Eigentlich war es noch gar nicht Besuchszeit, als sie kam und klagte, ihr Kind sei krank geworden, sie habe auch keine Mittel mehr, hier zu leben, sie müsse mit ihrem Mann reisen, da sie Dresden verlassen wolle. In gutem Glauben erhielt sie Zutritt — sie war schließlich die Mittelsperson, ihr hat die Koller das Papier übergeben, und sie hat es ihrem Mann heimlich zugesteckt.“

„Wie war sie jedoch dazu im Stande? Der Aufseher ist doch bei der Unterredung zugegen?“

„Gewiß ist er zugegen und paßt scharf auf, wenn es sich um solche Subjekte, die aller Teufelei voll sind, handelt. Er versichert auch, die Hände beider nicht aus den Augen verloren zu haben. Sie habe dem Jongleur weder etwas zustecken noch ihm ein einziges ungehöriges Wort sagen können. Wenn es ihr trotzdem gelungen ist, ihren Auftrag auszurichten, so muß sie sich einer raffinierten List bedient haben. Welcher Art diese gewesen, ist leicht zu erraten. Die Besucherin fiel ihrem Mann unter heißen Thränen um den Hals, bedeckte seinen Mund mit Küffen, weinte und schluchzte an seiner Brust, kurz zeigte eine ganz außerordentliche Aufregung und Zärtlichkeit. Natürlich war das nichts als Komödie; während sie ihren Mund zärtlich auf den seinen preßte zu einem langen, innigen Kuß und sich anscheinend gar nicht wieder loszureißen vermochte, ließ sie den zu einem kleinen Knäuel zusammengewickelten Zettel geschickt aus ihrem Mund in den seinen hinübergleiten.“

„Unglaublich!“

„Aber wahr! Die Untersuchung ist von mir unverzüglich eingeleitet worden, ich bin jedoch überzeugt, wir werden nichts an den Tag bringen. Diese Gesellschaft hält zusammen wie Pech und Schwefel.“

Lorenz und sein Gehilfe wandten sich zum Gehen; der Staatsanwalt rief den jungen Mann noch einmal zurück.

„Wissen Sie das Neueste, Herr Kollege?“

„Was ist es?“

„Architekt Hobalt, der Häufertönig, hat gegen das Testament seiner Schwester die Anfechtungsklage auf Grund Paragraph zweitausenddreihundertneununddreißig des Bürgerlichen Gesetzbuches eingereicht. Er behauptet, der von ihr eingesezte Erbe sei erbunwürdig, weil er die Erblasserin vorsätzlich und widerrechtlich getötet habe.“

„Das war zu erwarten,“ versetzte der Anwalt gleichmütig. „Ich werde dafür sorgen, daß ihm die Anfechtung nichts helfen wird.“

Damit eilte er seinem vorausgegangenen Gefährten nach. Unterwegs beschäftigte ihn lebhaft die Mitteilung des Staatsanwalts. Also Hobalt berief sich auf den Erbunwürdigkeitsparagraphen! Gewiß war das sein gutes Recht, und wenn Rudolf verurteilt wurde, mußte er zweifellos mit dem Versuch durchdringen.

Lorenz lachte mehrere Male spöttisch vor sich hin, es schien fast, als freue er sich über die Manipulationen des Architekten.

Der kurze Februartag war längst zur Rüste, als Lorenz und Gering ihren Marsch nach dem Gasthof antraten, und als sie dort anlangten, regierte die Nacht im vollen Umfang. Ohne gesehen zu werden, erreichten sie, die Treppe leise hinaufschleichend, die für sie bereits offen gelassene Kammer im ersten Stock, von der aus sie ihre Operationen ins Werk zu setzen gedachten. Kaum befanden sie sich darin, so trat der Wirt ein, ihnen berichtend, sein Mieter wäre augenblicklich abwesend; er sei gegen fünf Uhr ausgegangen und dürfte seiner Gewohnheit gemäß erst spät zurückkehren. Sie brauchten daher mit der Durchsuchung des Zimmers und seiner Effekten nicht zu zögern.

Lorenz legte dem Hotelier einige Fragen vor.

„Trägt Ihr Mietsmann stets eine blaue Brille?“

„Ich habe ihn noch nicht ohne sie gesehen.“

„Und er ist, wie mir Herr Gering sagte, hinsichtlich seines Zimmers äußerst ängstlich.“

„So ist es, Herr Doktor. Er verläßt es am Tage fast nie, nimmt seine Mahlzeiten darin ein, ist während der Säuberung zugegen, und erst abends geht er in

der Regel aus. Auch brennt er die ganze Nacht hindurch Licht.“

„Sonst haben Sie noch nichts Verdächtiges wahrgenommen?“

„Nichts, was mir außergewöhnlich auffällig erschiene. Er hat einen etwas starren Blick, sofern es einem überhaupt gelingt, ihn ins Auge zu fassen — er wendet sich immer halb zur Seite, wenn er mit jemand spricht, als ob er ein böses Gewissen hätte.“

„Geht er stets in dem Anzug aus, den er heute morgen und gestern abend trug?“

„Stets — ich glaube, er besitzt gar keinen andern.“ Lorenz zog den Mund fest zusammen. Er mochte wohl anderer Meinung sein.

„So muß er seine andern Kleidungsstücke irgendwo verborgen haben, oder wir täuschen uns in der Person,“ flüsterte er seinem Gefährten zu.

Dieser lehnte sich zum Wirt. „Trägt er etwas bei sich, wenn er ausgeht?“

Der Hotelier sann nach.

„Ja, ja,“ erwiderte er, „ich habe ihn einmal abends mit einem Paket unter dem Arm gesehen.“

„Nur einmal?“

„Nur einmal; ich habe sonst nicht darauf geachtet.“

„Hat er das Paket bei seiner Heimkehr wieder mit zurückgebracht?“

„Das ist mir nicht bekannt — wenn er kommt, bin ich entweder in der Gaststube oder schon im Bett.“

Der Rechtsanwalt, hierdurch befriedigt, ersuchte den Wirt, ihnen einige Erfrischungen zu besorgen.

„Aber, bitte, recht geheim, niemand darf von unsrer Anwesenheit hier wissen.“

„Versteht sich.“

Während Gastwirt Beer sich beeilte, die Wünsche seiner Gäste zu erfüllen, schnürte der Detektiv das mitgebrachte Paket auf. Er entnahm ihm ein Fläschchen und einen Pinsel, schloß dann mit dem in seinem Besitz befindlichen Schlüssel die Thür zu des Schauspielers Zimmer auf und schloß das Schloß und die Angeln so lange sorgfältig und reichlich mit Öl, bis die Thür beim Auf- und Zumachen ohne alles Geräusch hin und her glitt. Inzwischen begab sich Lorenz bereits in das Zimmer des vermutlichen Morelly, wo er eine aufmerksame Durchforschung begann, indem er sich bemühte, den status quo in der peinlichsten Weise aufrecht zu erhalten.

Der Rechtsanwalt sah sich jedoch schwer enttäuscht: in dem kleinen Gemach gab es im Grunde durchaus nichts, was der Mühe des Spionierens gelohnt hätte. In dem plumpen Holzschrank nichts als eine etwas abgegriffene lederne Reisetasche, ein schäbig gewordener Anzug, ein runder Filzhut, ein grauer Rock, in den Kästen einige Wäsche und Toilettengegenstände; Papier und Briefschaften fanden sich gar nicht vor, alle Taschen waren leer. Von dem inzwischen fertig gewordenen Detektiv unterstützt, durchstöberte der Rechtsanwalt alle Plätze, die sich nur einigermaßen zu Verstecken eigneten; das Resultat blieb das gleich negative.

„Was mir im Grunde völlig einleuchtet,“ quittierte der Geheimpolizist endlich verständnisvoll über das Ergebnis der Ausforschung. „Wenn wir uns tatsächlich in Kapitän Morellys Absteigequartier befinden, so können wir nicht erwarten, die Geheimnisse des Mannes offen ausgebreitet und unsrer harrend vor uns zu erblicken; um sich derart leichtsinnig preiszugeben, ist der Verbrecher doch ein zu schlauer und geriebener Burche.“

„Uns bleibt nun nichts übrig als stille Beobachtung,“ meinte der Anwalt mit Ergebung. „Wir müssen stumm sein wie Fische, Herr Gering, dürfen weder sprechen noch husten, noch uns räuspern oder sonst ein Geräusch machen, höchstens eine Zigarre rauchen und ein Glas Bier schlürfen.“

„Das heißt erst von dem Augenblick an, da unser Nachbar zurück ist, sind wir verurteilt, in dem schaurigen Gemälde freiwillig auferlegter Langeweile, das Sie entwerfen, Herr Doktor, als lebende Bilder zu figurieren.“

Die bestellten Erfrischungen standen auf dem Tisch des wohlgeheizten Raumes bereit, somit verschloß der Detektiv die Thür von innen, brachte dann aus seinen Bündeln ein paar dicke, schmale Teppiche, sogenannte Säuser, zum Vorschein und stellte eine regelrechte Chauffee durch das Gemach her, so daß die beiden Späher darin umherwandeln konnten, ohne sich durch Geräusch zu verraten. Der künstliche Gang endete vor der Thür des Nebenzimmers in einem breiten Fußteppich, auf welchem stehend sie das Treiben des Nachbarn zu belauschen vermochten.

Der vorgebliche Schauspieler langte heute ungewöhnlich früh zu Hause an. Die Uhr des Anwalts zeigte erst auf zehn, als sie einen Schritt auf der Treppe hörten, gleich darauf schloß jemand die Thür des Nebenzimmers auf, verschloß sie wieder hinter sich und trat in das Zimmer ein. Ein trappendes Geräusch in Verbindung mit dem Klirren von Glas oder Porzellan verkündete das Anzünden einer Lampe, und wirklich bligte ein schwacher Lichtstrahl durch das

Schlüsselloch. Es versteht sich von selbst, daß die beiden Beobachter sich gänzlich im Dunkeln hielten, selbst ihre Zigarren hatten sie sofort beiseite gelegt, um sich nicht durch deren Glimmen zu verraten.

Sie hörten nun den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit im Zimmer herumhantieren, er schien sich auszu-kleiden, kramte im Schrank herum, wusch sich vor dem Waschtisch.

Der Anwalt und Gering standen wie angebannt vor der Thür; das Sofa auf der andern Seite hinderte sie, durch das Schlüsselloch etwas zu bemerken, das Schlurfen der Fußtritte und der bald verschwindende, bald wieder auftauchende Lichtschimmer deutete ihnen aber an, daß der Schauspieler mit dem Licht in der Hand sein Zimmer einer eingehenden Befichtigung unterwarf.

„Hoffentlich hat er keinen Verdacht geschöpft,“ flüsterte Lorenz.

„Rein, nein, das ist eine von ihm gewöhnlich angewandte Vorsichtsmäßigkeit,“ raunte der Detektiv zurück.

„Die auf kein gutes Gewissen deutet,“ hauchte Lorenz.

In diesem Augenblick bückte sich beide wie auf Kommando, der Schauspieler näherte sich der Thür, leuchtete hinter die Sofalehne, hielt die Lampe dicht an das Schlüsselloch, drückte auf die Klinke, um zu probieren, ob die Thür auch wohl verschlossen sei, worauf er sich wieder dem Tisch zuwandte.

Lorenz besorgte, er möge den Schlüssel von innen einstecken, diese Furcht erwies sich indessen als unbegründet. Der Schauspieler machte sich an seinem Tisch zu schaffen, die Lauscher vernahmen das Knistern von Papier, die feine Rasse des Geheimpolizisten konstatierte einen schwachen brenzlichen Geruch. Um sich von der Richtigkeit seiner Wahrnehmung zu vergewissern, brachte er sie dicht an das Schlüsselloch.

„Er verbrennt einige Papiere, wahrscheinlich Briefe,“ flüsterte Gering seinem Begleiter zu.

„Vermutlich seiner Brieftasche entnommen.“

„Jedenfalls.“

Der Schauspieler schien sich auszuleiden, er legte sich zur Ruhe. Die Horcher hörten das Knarren der Bettstelle.

„Morpheus gebe ihm einen gesunden Schlaf,“ murmelte der Anwalt leise.

Stumm, regungslos verharrten beide auf ihrem Posten. Sie mußten warten, bis ihr Opfer in den Banden des Schlafes lag. Anfangs wälzte sich der Verdächtige unruhig auf seinen Kissen umher, sie hörten ihn ein paarmal wie ärgerlich aufstöhnen. Dann wurde er ruhiger.

Deutlich vernahmen sie die tiefen, regelmäßigen Atemzüge, welche das Versinken in den nächtlichen Ruhezustand begleiten. Zuletzt ging das Atmen in ein fürchterliches Schnarchen über.

„Jetzt ist es Zeit,“ gab der Detektiv das Zeichen zur Wiederaufnahme ihrer Thätigkeit. Es galt noch den Hauptcoup, sie wollten den schlafenden beobachten. Leise, unsagbar leise steckte der Beamte den Schlüssel in das Schlüsselloch, drehte er ihn darin herum. Dank der Manipulation des Eindringens verursachte die Wendung des Schlüssels bei gehöriger Vorsicht nicht das mindeste Geräusch. Mit gleicher Unhörbarkeit vollzog der Detektiv das Niederdrücken der Klinke, langsam zog er die Thür an sich heran. Auf den Zehen — sie hatten sich schon beim Betreten der Wirtskammer der Stiefel entledigt — schlichen die beiden Männer vor und verbargen sich hinter der hohen Sofalehne. Vorsichtig warteten sie wohl eine Minute. Dann richteten sie sich langsam, geräuschlos auf.

Die Lampe brannte ziemlich hell und zog das ganze Gemach in ihren Lichtkreis. Es war nicht groß, und sie konnten es bis in seine fernsten Winkel überschauen. Sie bemerkten deutlich das Gesicht des Schlafers, aber er hatte die Augen fest geschlossen, und die Bettdecke warf einen dunkeln Schatten darauf. Enttäuscht wandte Lorenz Altner seinen Blick hinweg und erwoog eben, ob er es wagen sollte, bis an das Bett selbst heranzutreten, da ergriff der Detektiv leise seine Hand und gab ihr die Richtung nach dem Tisch.

Lorenz folgte der Bewegung; seine Hand zitterte in freudigem Schreck, seine Augen begannen zu glänzen.

Auf einer Ecke des Tisches, nahe genug dem Schläfer, um im Bereich seines Griffes zu sein, starrte ein unheimliches Etwas ihn an, ein von der Lampe beleuchtetes, mit der Pupille den Späher zugesehrt menschliches Auge. Wie ein menschliches Auge lag es da, den Blick stier und gleichsam beobachtend auf sie gerichtet; grauig sah es aus, wie es so aus seiner Verbindung mit dem Körper gerissen auf dem Tisch prangte, als sei es ein verzaubertes Auge, das von seinem Besitzer dahingelegt worden mit der Bestimmung, über seine Sicherheit an seiner Stelle zu wachen. Einen Augenblick stieg die Empfindung in Lorenz auf, es sehe ihn und verfolge mit seinem toten Blick seine Bewegungen; voll Grauen wandte er sich ab, während der Detektiv die Thür ebenso geräuschlos, wie er sie geöffnet, wieder zuzog, einflinkte und verschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Habib Allah Khan, der neue Emir von Afghanistan.

Der schon seit geraumer Zeit erkrankte Emir Abdur-Rahman Khan von Afghanistan, geboren 1845 und zur Herrschaft gelangt am 22. Juli 1880, ist in Kabul gestorben. Die Thronfolge in jenem Reiche, das den östlichen Teil des iranischen Festlandes bildet, ist seit 1862 erblich in der Nachkommenschaft Dost Mohammeds; der nächste am Thron war daher der älteste Sohn des Verstorbenen, Sirdar (Prinz) Habib Allah Khan, der auch den Thron bestiegen hat. Der neue Emir, dessen Name „der Gottgeliebte“ bedeutet, und dessen Porträt wir unsern Lesern vorführen, ist im Jahre 1872 zu Samarkand geboren. Er war noch ein Kind, als sein Vater in den Kampf gegen den Prätendenten Gub Khan zog, wurde aber trotzdem in Abwesenheit Abdur-Rahmans nominell mit dem Oberbefehl über Kabul betraut; bei seiner Rückkehr lobte ihn der Emir dafür, daß er „mutvoll unter den Soldaten umhergegangen sei und in seinem Interesse zu ihnen gesprochen habe“. 1888, während des Krieges mit Persien, wurde Habib Allah wiederum der Oberbefehl über die Hauptstadt übertragen; er behielt ihn während der zwei Jahre, da sein Vater sich in Turkestan aufhielt. Nachdem er sich so bewährt hatte, erlaubte ihm Abdur-Rahman, an seiner Stelle die öffentlichen Durbars oder Audienzen abzuhalten, und zwang seine übrigen Söhne, den wöchentlichen zeremoniellen Besuch, den sie dem Vater abstatten mußten, auch ihrem ältesten Bruder in seiner Residenz zu machen. So brachte der Emir den Habib Allah immer mehr in den Vordergrund, schon lange, bevor er ihn offiziell zu seinem Thronerben machte, wahrscheinlich, um seinen Charakter und seine Fähigkeit zu prüfen. In den letzten Jahren empfing Abdur-Rahman alle Berichte der Regierungsämter durch Habib Allah und erließ auch alle Befehle an seine Gouverneure und Generale durch ihn, der seit 1897 auch die Kontrolle über den Staatsschatz führte. Um ihn mit den Großen des Landes durch Familienbande zu verknüpfen, veranlaßte ihn der verstorbene Emir, wiederholt zu heiraten, so daß Habib Allah gegenwärtig acht Frauen und eine zahlreiche Nachkommenschaft besitzt.

Elf auf einen Schuß.

Einen interessanten Vorfall, der sich bei den diesjährigen französischen Feldmanövern ereignete, bringt unser Bild nach der Skizze eines Augenzeugen zur Darstellung. Eine Batterie der neuen 75-Millimeter-Schnellfeuergeschütze war auf der Böschung eines Hügels aufgestellt, hatte abgeprobt und begann nun zu feuern, als

dicht vor dem linken Flügelgeschütz eine Kette Feldhühner aufstieg. Obwohl natürlich nur mit Manöverkartuschen gefeuert wurde, war die durch die Pulvergase erzeugte Luferschütterung dennoch so stark, daß sämtliche Hühner der Kette, elf an der Zahl, dadurch getötet wurden. Es machte einen seltsamen Eindruck, wie die Tiere plötzlich

in einer Wiege, deren Schildzapfen in Lagern der Lafette ruhen. Auf beiden Seiten ist dies Geschütz mit Stahlschilden zum Schutze der Bedienungsmannschaft ausgestattet.



Habib Allah Khan, der neue Emir von Afghanistan.

mitten im vollen Fluge, taumelten, um dann leblos zu Boden zu stürzen. Das neue französische Schnellfeuerfeldgeschütz, das unsere Illustration in Tätigkeit vorführt, besitzt, wie wir noch bemerken wollen, keine Sporen- oder Spatenlafette, wie die meisten dieser Geschütze in den andern Artillerien (auch in der deutschen), sondern eine sogenannte Rohrrücklafette mit hydro-pneumatischer Bremsvorrichtung. Das ungewöhnlich lange Mantelrohr aus Nickelstahl liegt mit zwei seitlichen Führungsleisten

Einer vom Schwarzwald.

Skizze

von
A. Supper.

Wenn er unter seiner niedrigen Thür stand, der Sägmüller und Wirt „zur Liebenau“, die roten, schwieligen Hände über dem runden Bäuchlein gefaltet, das noch viel röttere und rundere Gesicht vom Ausdruck fatten Wohlbehagens überflogen, die kurzen, borstigen Haare in die Höhe stellend wie ein angegriffener Igel die Stacheln, die etwas unruhig und zugleich ziemlich dumm blickenden Augenlein thalau und ab wandern lassend, dann brachte es der Johannes Mehl niemals fertig, an der Liebenau vorüberzugehen, obgleich er von Haus aus kein Wirtshausläufer, sondern ein sparsamer, fleißiger Steinhauer und Accor-dant war.

Einsam und weltfern, an wenig begangener Straße in einem engen Schwarzwaldthal liegt die Liebenau. Zu dem verrosteten Schild, auf dem üppiges Rosen-geranien saftgrüne, fruchteladene Sträucher und Bäume umschlingt, war jedenfalls das Motiv nicht aus der Nähe geholt, denn rings um das verwahrloste Gehöft rauschen nur düstere Tannen, und in dem schmalen Gärtchen mit dem windschiefen Lattenzaun kommen die Rosen nur an einem einzigen Strauch zu voller, üppiger Blüte. Das war dort, wo vor fünf Jahren der Feldmann verscharrt wurde, der fiedige Jagdhund, der seinem großen Kropf zum Trost eines schönen Abends so lange ein flüchtiges Reh verfolgte, bis er außer Atem umfiel und alle viere von sich streckte.

Heute wäre Johannes Mehl an der Liebenau nicht vorübergegangen, selbst wenn der „dicke Andres“, der Wirt, nicht unter der Thür gestanden hätte.

Wenn man bei einem richtigen Windfadenregen zwei Stunden lang durch handhohen, kalten Landstraßenschmutz gewatet ist, wenn man zudem nichts im Leibe hat als einen Fruchtschnaps dritter oder vierter Güte, dann sieht ein Wirtshaus am Wegrand einladend aus,



Elf auf einen Schuß! Eine Episode aus dem französischen Manöver. Zeichnung von G. Soper.

Ansicht des Schlosses vor dem Brande.



Das fürstliche Residenzschloß in Sigmaringen.

Nach einer Aufnahme von Hespelt, Zimmermann, Sigmaringen.

auch wenn kein Wirt im rotgestreiften Baumwollflanellhemd westenlos und in Schlappschuhen unter der Thür steht.

Mit einem Seufzer, der einige Ähnlichkeit mit einem Fluch hatte, nahm Johannes Mehl die Ledertasche mit dem Deckel aus Dachshaut von der Schulter. Die Pfeife, deren Duft und Qualm bei der unbewegten, schweren Regenluft sicher noch eine Stunde weit zurück auf der Landstraße lag, nahm er aus dem Munde, spuckte weit hinüber in die Stubenede, fuhr sich mit dem rotgetupften Taschentuch über die Augen, über die schmaltzige, etwas zu lang geratene Nase und zuletzt über den borstigen Schnurrbart, dessen lange Enden schlaff und trübselig herabhängten, denn Johannes Mehl hatte in seinem Leben noch nichts von Bartwische vernommen, viel weniger etwas damit erreicht. Nachdem er alle diese Verrichtungen mit der abgemessenen Ruhe eines Menschen, der weder Nerven noch Nervenkrankheiten kennt, besorgt hatte, nahm er einen der schweren, lackierten Stühle unter dem runden Tisch hervor, zog die weißgrauen Dreibeinleinleiter an den spitzen Knien etwas in die Höhe und ließ sich so bedächtig und zielbewußt nieder, daß man sofort sah, diesem hageren, arbeitsgewohnten Menschen ist der Besuch des Wirtshauses eine feierliche, eine nicht alltägliche Sache.

Und jetzt erst, als er seinen unbefruchteten Platz hatte, sah der Johannes sich in der Runde um, schob den schmierigen, vom Regen durchweichten Filzhut etwas zurück, streckte die langen, in schmutztiefenden Schaftstiefeln stehenden Beine aus und sagte bescheiden: „Grüß Gott bei einander auch!“

Der halbblaue Gruß, der beinahe schüchtern klang, paßte wenig zu dem gebräunten, knochigen Gesicht und der wetterfeste Gestalt des Steinhauers oder Accordanten, wie er sich lieber nennen hörte. Die zwei Männer, an die der Gruß gerichtet war, schienen ähnlich zu denken. Prüfend, beinahe erstaunt sahen sie dem Ankömmling ins Gesicht, dann spuckte der eine aus, stützte den Kopf vom rechten Ellbogen auf den linken, nahm einen Schluck des schwarzbraunen, schaumlosen Gebräues, das unter dem Pseudonym „Lagerbier“ in der Liebenau verschönt wurde, und erwiderte mürrisch: „Grüß Gott!“ Der andre der Tischgenossen schob seinen Teller mit Käse und Brot weg, steckte beide Hände in die Taschen seiner Lederhose und murmelte etwas, was vermutlich auch ein Gruß sein sollte.

Draußen rieselte es weiter, eintönig, langsam, unaufhörlich. Es war, als habe selbst der Regen hier in dem fernen, stillen Thal mehr Zeit und Muße, bedächtig herniederzuströmen, als draußen in der zivilisierten Welt, wo alles eilt und hastet, wo es Nerven giebt und Eisenbahnen und Präzisionschronometer, die nicht den Bruchteil einer Sekunde hinuntersinken lassen ins Meer der Ewigkeit, ohne ihn zuvor zu markieren.

Der Wirt ließ sich jetzt hinten am Ofen vor einem Teller gebratener Fische nieder. Die klaren Wasser, die das Räderwerk seiner Sägmühle trieben, lieferten ihm auch den Schmaus, an dem er sich den Appetit für Würste mit Knoblauch und Käse zu schärfen liebte.

Ein alter tüchtiger Sägmüller und ein Ehepaar, das nicht zu kränklich war, um vom Morgen bis zum Abend zu arbeiten, und doch kränklich genug, um vor dem robusten Ehepaar in steter schweigender Aengstlichkeit und Scheu dahinzuleben, — sie sorgten dafür, daß der Wirt zur Liebenau seine ausgesprochenen Anlagen zum ländlichen Gourmand mit Muße ausbilden konnte, ohne sich dazwischen hinein durch tüchtige Arbeit einen tüchtigen Hunger, diesen absoluten Feind aller Gourmandise, hülfen zu müssen.

Das Knarren der zerbrochenen und zerbißenen Gräten, das Ticken der verstaubten Uhr und das Riefeln des Regens, das waren die einzigen Geräusche, die in der niederen Stube lange Zeit zu hören waren.

Plötzlich, als fahre er aus einem Traume auf, schlug der Mann, der so mürrisch gegrüßt hatte, mit der Faust auf den Tisch, daß es witterte.

Johannes Mehl zog erschrocken die Beine an sich und langte nach dem Henkel seines Glases. Der andre nahm die Hände aus den Hosentaschen und starrte mit offenem Mund über den Tisch. Der Wirt aber rollte zürnend seine runden Augen, und er hätte vielleicht etwas gesprochen, wenn er nicht Angst gehabt hätte, bei dieser Gelegenheit eine Gräte in den Schlund zu bekommen.

So ging der unmotivierte Faustschlag ungerügt durch, und der Mann, der ihn geführt hatte, richtete sich strammer auf und schaute sich um. Er hatte ein fahles Gesicht und einen langen, hängenden Schnurrbart, weit länger und hängender, aber weniger struppig als der des Steinhauers. An einem der trüb blickenden Augen war das Lid gelähmt, so daß es sich niemals vollständig hob, was dem ganzen Gesicht einen widerlich energielosen Ausdruck gab. Der Hut saß dem Mann tief hinten im Genick, und die edigen Schultern waren etwas hochgezogen wie bei Frierenden oder bei Schwindfüchtigen.

„Himmel Donnerwetter,“ fing er jetzt an, „find denn

da hinten bei euch die Leut' von Holz, daß keiner ein Maul aufstut, als wenn er was hineinschiebt?“

Der Steinhauer nahm die Pfeife aus dem Mund, spuckte zwischen seinen Knien hindurch und sagte ruhig: „s giebt auch Schwächer bei uns dahinten, aber ich bin keiner davon.“

Der andre fuhr auf, schlug zum zweitenmal auf den Tisch und kreischte mit seiner heiseren, offenbar durch den Trunk verdorbenen Stimme: „Wenn das ein Stich auf mich ist, soll Euch 's Maul zuwachsen.“

Der Johannes Mehl lachte kurz auf, daß seine gelben, verbrauchten Zähne einen Augenblick hinter dem Bart zu sehen waren, wodurch sein Gesicht mit einem Male viel jünger und viel weniger hager wurde.

„Wär' mir schon manchmal recht gewesen, wenn's so wäre,“ sagte er; „ich hätte daheim noch Mäuler genug, die Futter brauchen, und 's Futter ist oft so knapp.“

Dem dritten am Tisch mochten bei solchen Reden wohl seine zwei Säule im Gaststall draußen einfallen. Er griff nach der langen Geißel, die neben ihm an der Wand hing, brummte etwas, das vielleicht Adieu hieß, und stapfte hinaus.

Der mit dem fahlen Gesicht rückte den Hut in die Stirn und meinte:

„Drum 's Heiraten bleiben lassen! Ich bin kein solcher Narr und füttere fünf, sechs Mäuler und bind' mein eignes hinten hinum. Hab' schon manche am Bündel g'habt — aber heiraten — das ist zwei Paar Stiefel.“

Der Wirt zur Liebenau war eben mit seinen Fischen fertig. Er lachte, wie die recht Satten lachen, schob durch das kleine Schiebsfensterchen zu seiner Rechten den gebrauchten Teller seinem Weib in die Küche zum Abspülen und stimmte bei: „Da habt Ihr recht! Ehestand — Wehestand!“

Der Johannes Mehl sah vor sich hin, und in seinem Gesicht zuckte es, als wolle ein Gedanke sich ans Licht ringen; aber außer mächtigen Rauchwolken kam nichts unter dem struppigen Bart hervor.

Bei dem Fremden war offenbar das Eis jetzt gebrochen.

Eintönig wie ein plätschernder Bach kam ihm über die Lippen, was er alles schon an schlaun, bösen und gewagten Streichen verübt hatte draußen in der Welt. Solch einen Kerk wie ihn gab es nicht zum zweitenmal.

„Wenn man zwölf Jahre in der Fremde ist, dann lernt man 's Leben kennen. Ihr dahinten in eurem Schwarzwald, ihr habt's wie die Schildkröten; ihr sitzt fest und werdet immer grüner. Ihr seid rechte und wahrhaftige Esel, denn ihr traget nicht allein schwere Sade, sondern ihr freßt auch Disteln. Oder ist's was andres, wenn Ihr, Wirt, eine Stunde lang Weißfische abnagt und immer in der Angst lebt, ob Ihr nicht erstickt? Ich hab' meiner Lebtag schon mehr Forellen gefressen, als ihr dahinten zu sehen kriegt.“

Der Geruch der frisch gebadenen Fische war es gewesen, der den Fahlen vorhin aus seinem stumpfen Brüten geweckt hatte, und das Krachen der zahlreichen Gräten hatte das Feuer entzündet, das jetzt in dem hungrigen Menschen flammte. Ein um das andre Mal zuckte das gelähmte Lid, und in dem gesunden Auge glühte es wie Haß, als der Fremde fortfuhr:

„Ich bin schon bei allem dabei gewesen, bei allem. 3' Karlsruh' vor dem Schwurgericht, das war meine erste Sach'. Neunzehn Jahr alt bin ich gewesen, und wegen einer Schlägerei war's. Ich kenn' alle Paragraphen von A bis Z. Den zweihundertundzehnten, den soll der Teufel holen. Aber ich hab's 'runter'bracht von vier Monat auf zwanzig Mark, ohne Anwalt, verstanden — ohne Anwalt.“

„Der Staatsanwalt, das ist auch so ein Rindvieh gewesen, so ein elender Tropf; aber ich hab's ihm gesagt, — ich hab' ihm's gut gegeben. Und der Kerl, der mich 'neingeritten hat dazumal, der hat heutigen-tags nur noch ein Aug'! Herr Staatsanwalt, hab' ich g'sagt, der Mann ist mein, und wenn mich drüber der Teufel holt.“

„Und nachher wegen der Brandstiftung. — Von der Arbeit weg haben sie mich geholt, mich, einen Familienvater; und zwei Jahr Zuchthaus hatt's kosten sollen — zwei Jahr!“

Der Johannes Mehl hörte zu und blies die Rauchwolken gedankenvoll gegen den Sprecher.

Jetzt nahm er die Pfeife aus dem Mund: „Saget Ihr nicht vorhin, daß Ihr ledig seiet?“

Es klang so ruhig, fast schläfrig, was der Steinhauer da fragte; aber das lahme Lid des Fremden begann plötzlich stärker zu zucken.

„Ja, wisset Ihr,“ begann er; aber er stockte wieder. „Andres, guket nach Eurer Säge, das Rad steht!“ sagte der Steinhauer und stand langsam auf.

Der dicke Wirt schlüpfte hinaus; aber er blieb am Schiebsfensterchen stehen, denn für das Rad am Sägewerk sorgte der Knecht.

Des Fremden schmieriges Hütlein flog unter den Tisch, und richtig: Johannes Mehl, der stille Accordant, dem für gewöhnlich nur Waldwege und Straßen-

bauten durch den Kopf gingen, er hatte den vielgereisten Fremdling beim Wackel und schüttelte ihn erst ganz fachte und bedächtig.

„Passet auf, Mann, wie so eine Schildkröte vom Schwarzwald zulaut,“ sagte er, und wieder zeigte er beim Lächeln die gesunden Zähne, und wieder war sein Gesicht jünger und hübscher.

„Habt Ihr ein Weib oder nicht? Habt Ihr Kinder oder keine? Zahlt Ihr Eure Steuern? Schämt Ihr Euch, daß Ihr eine Spieltrake seid? Schämt Ihr Euch, daß Ihr zuseht? Schämt Ihr Euch, daß Ihr flucht? Schämt Ihr Euch, daß Ihr ein Haus angezündet habt? Schämt Ihr Euch, daß Ihr trinkt? Schämt Ihr Euch...“ So ging es fort in unzähligen Fragen, auf die nie eine Antwort kam und nie eine erwartet wurde; und zwischen jeder Frage klatschte es wie von einem guten, kräftigen Hieb. Dazwischen fiel auch dieser oder jener Stuhl um; aber es that keinen Schaden, denn die Stühle waren gut, und dem Johannes Mehl ging nichts auf die Nerven.

Und zuletzt, als der ganze Fragevorrat erschöpft und erledigt war, als dem Johannes Mehl und dem Fremden so ziemlich der Atem ausging, da flog mit einem kräftigen Schwung der weitgereiste Kenner aller Strafgesetzbuchparagraphen hinaus in den leise und ruhig rieselnden Regen.

Der Steinhauer trat zurück an den Tisch. Seinen ledernen Zuggeldbeutel holte er bedächtig hervor, und mit ungelenteten Fingern suchte er die zehn Reichspennige zusammen, die er für sein Glas Braumbier schuldig war.

Dann hängte er die Tasche mit der Dachshautdecke um, nahm seinen Stock, schob sich den Hut zurecht und trat wieder hinaus, um neugestärkt den schmutzigen Heimweg fortzusetzen.

Der Strauch voll üppiger Centifolien, der das Grab des toten Hundes überschattete, er nidte mit ungezählten Blüten regenschwer über den Gartenzaun. Johannes Mehl blieb stehen, zog sein umfangreiches Taschenmesser hervor und schnitt sich einen Strauß der duftenden Rosen. Von jenseits des Gartens, hinter einer hochgeschichteten Bretterbeuge hervor erklang es jetzt: „Tropf, miserabler, einen am Kragen packen, daß einem der Atem ausgeht, das ist keine Kunst, das können ihr Schwarzwälder, ihr Lumpen, ihr Esel; aber Brust gegen Brust und Aug' in Aug' — da seid ihr zu feig, eine feige Bande seid ihr — da liegt der Hund begraben!“ ...

Gellaut wie ein vergnügtes Kind lachte der Steinhauer, und er schüttelte den Rosenbusch, daß tausend Tropfen in die Runde flogen. „Rein, Mann, da liegt er!“ rief er hinüber gegen den Helden im Hintergrund, und dann schritt er fürdaß, den Strauß mit den altmodischen Rosen, deren herrlicher Duft die neuesten und prächtigsten Sorten überragt, in der schwierigen Faust voll Sorgfalt von sich haltend.

Nasse, dampfende Dächer tauchten auf drunten unter den Tannen. Des Wandernden Pfeife qualmte stärker, und weitausholender wurde sein gleichmäßiger Schritt.

Am ersten Häuschen des weltfernen Weilers stand Johannes Mehl. Tief hinein in den duftenden Rosenstrauch steckte er die schmale, lange Nase. Und wie er jetzt wieder aufjah, da lachten seine Augen, und selbst der borstige Bart schien mit einem Male weicher. Und dann saßen ihm zwei auf den Knien, der Franz und der Emil, und zwei andre schlepten ihm die warmen, alten Schuhe her, und wieder zwei andere lüfteten den Dachshautdeckel an der verregneten Tasche.

Knoblauchriechende Würste, weißes Brot und Käse zogen die Schlingel hervor, und sie fielen darüber her wie die Wölfe.

Der Johannes Mehl aber preßte die Lippen aufeinander, als wären sie ihm zugewachsen, und er dachte an den frommen Wunsch des verprügelten Weltreisenden, an den Fruchtschnaps und das Bier, das er heute schon genossen.

Ein großes, robustes, starkknochiges Weib trat jetzt über die Schwelle. Der Mann setzte die Buben von den Knien auf den Boden, und er reichte dem Weib die Rosen, und es klang wieder so leise, fast schläfrig: „Grüß Gott bei einander auch!“

Aber die Zähne schimmerten wieder hinter dem Schnurrbart, jung und hübsch war des Johannes Mehl braunes, hageres Gesicht, Sonnenschein lag darauf, heller Sonnenschein, und das robuste Weib, es drückte schweigend das Antlitz in die altmodischen, regennassen Rosen.

Humoristische Blätter.

Gemüthlich. Gast (die Speisefarte studierend): „Schildkröten-suppe giebt's heute... ich hatte auch mal eine Schildkröte!“ — Wirt: „So; giebt's die wirklich?“

Entsprechend. „Ich habe ein Buch Iyrischer Gedichte geschrieben unter dem Titel ‚Hundert Träume‘. Was denken Sie, was ich als Honorar dafür erwarten darf?“ — „Om, mein Lieber, das Honorar wird wahrscheinlich auch ein Traum sein.“

Was giebt es Neues?

Militär und Marine.

Ein Schatz von 10 000 Pfund Sterling (200 000 Mark) in Gold, der seit länger als einem Jahrhundert auf dem Meeresboden gelegen hat, ist kürzlich bei Bennington in Vermont gehoben worden. Das Gold hatten die Engländer 1777 von Quebec aus abgeschickt, als Löhnung für ihre gegen die nordamerikanischen Kolonisten kämpfenden Truppen, das Schiff war aber in einem Sturm untergegangen.

Münzwesen.

Die neuen französischen Münzen. Anlässlich der Jahrhundertfeier der französischen Republik im Jahre 1889 hatte die Verwaltung der Pariser Münze die Herstellung neuer Münzbilder beantragt, aber erst nach der Ernennung Paul Doumers zum Finanzminister (1895) wurden drei hervorragende französische Medaillenkünstler zur Herstellung der Modelle aufgefordert. Chaplain hat den Entwurf für die nunmehr zur Ausgabe gelangten Goldmünzen, Noty den für die Silber- und Dupuis den für die Bronzestücke geliefert. Auf den Silbermünzen ist Frankreich als stehende Frau ver- körpert. Ein



stolzes, junges Weib, auf dem Haupte die phrygische Mütze, streut, im Dichte der aufgehenden Sonne weit ausbreitend, mit der Rechten den Samen aus, während die Linke den Sack mit dem Saat Korn hält. Die Fläche der Rückseite schmückt ein Olivenzweig, der genügend Raum freilässt für die Wertangabe und die Umschrift. — Die Vorderseite der Bronzemünzen zeigt den Kopf der „Republik“, ein anmutiges Haupt; unter der seidenen Mütze, deren Band einen Lorbeerzweig hält, quillt das üppige Haar hervor. Die Personifikation



„Frankreichs“ auf der Rückseite läßt eine junge Frau gewahren, die, gehüllt in weite Gewänder, auf Wolken sitzt; das Haupt schmückt der hahngezierte Helm, die Brust umschließt ein kurzer Panzer. Die Linke hält als Symbol des Friedens einen Lorbeerzweig, die Rechte eine Trifolore, deren Falten den „Genius der Arbeit, in Gestalt eines Knaben“ umwallen. Ein Aehrenbüschel in seiner Rechten deutet auf den Ackerbau, auf die Industrie Hammer und Zange in der Linken. Für kleine Münzen würden diese Einzelheiten allzu winzig ausgefallen sein, deshalb zeigen die Rückseiten der Stücke zu ein und zwei Centimes bloß die Wertbezeichnungen. — Den Goldmünzen nach Chaplains herrlichem Entwurf gebührt unstreitig die Palme der Schönheit. Ihre Vorderseite trägt den Kopf der „Republik“, die Rückseite den gallischen Hahn, der stolz und kampfesmutig seinen Ruf erschallen läßt. Die Fläche der Münze umzieht eine zierliche Gierkette; der Rand trägt zwischen kleinen Rosenzweigen die Worte: „Dieu protège la France“ (Gott schütze Frankreich).

Länder- und Völkerkunde.

Das Leben in Madrid. Es dürfte unsre Leserinnen interessieren, einmal einige Vergleiche zu ziehen. So kostet das „unvollständige“ Kilo Brot in Madrid 40, in Paris das vollständige 30, in London 20 Centimes. In London hat man ein Kilo gutes Hammelfleisch für 1.50 Franken, in Madrid muß man für Fleisch, was offenbar von Kühen herrührt, die noch aus den mageren Jahren stammen, 3.50 Franken bezahlen. Einen Liter Milch kann man in London für 30, in Paris für 40 Centimes trinken. In Madrid kostet er 80 Centimes bis 1 Franken. Und dabei muß man noch ganz gehörig aufpassen und etwaige Blechgefäße auf doppelte Böden untersuchen. Das Duzend frische Eier ist in London für 1.50, in Paris für 1.80, in Madrid erst für 2.50 Franken erhältlich. Petroleum wird in London zu 20, in Paris zu 45, in Madrid zu 80 Centimes das Liter verzapft und so weiter.

Verkehr. Industrie.

Unter Anwendung von Elektrizität werden seit kurzem die Straßen der Stadt Cleveland, Ohio, in vorzüglichster Sauberkeit erhalten. Das Pflaster nach allen Seiten gleichmäßig besprengend, bewegt sich auf einer elektrischen Schiene ein Wasserbehälter vorwärts, dem eine 16 Fuß lange, von einem Motor getriebene Walzenbürste folgt, die den Keilstein in eine Furche zusammenlegt, aus der er dann leicht entfernt werden kann.

Litteratur.

Der älteste Gutenbergdruck. In der Landesbibliothek zu Wiesbaden wurde in den Handschriften des Klosters Schönau ein Druckfragment entdeckt, das einen außer-

gewöhnlichen Umfang hat. Es ist ein Drittel eines ganzen Blattes erhalten; die Breite des Druckes beträgt 80 Centimeter, die Höhe 50 Centimeter. Es stellt einen astronomischen Kalender dar, mit genauer Verzeichnung der Ephemeriden, der Mondphasen, der Sonne und der Planeten. Als Jahr, für das der Kalender bestimmt war, ergibt sich, wie bereits festgestellt werden konnte, unzweifelhaft das Jahr 1448. Aus der Type und dem Druckjahr 1447 ist nunmehr erwiesen, daß wir hier den ältesten Gutenbergdruck vor uns haben. Dieser Fund gewährt seinem Aussehen nach einen Einblick in den Verdesproß der Erfindung Gutenbergs und ist zugleich ein Beweisstück, daß die sogenannten Donaten in der Pariser Nationalbibliothek (Schulbibeln von Donatus), die man als die ältesten vorhandenen Druckwerke ansieht, tatsächlich von Gutenberg herrühren, was vielfach bestritten wurde. Denn die Donaten haben, wie jetzt zu ersehen ist, die gleichen Typen wie das aufgefundenen Fragment und sind mit der Jahreszahl 1451, also fünf Jahre später, datiert. Der neue Fund wird demnächst mit einem Facsimile der Pariser Donate im Druck veröffentlicht werden.

Haushalt.

Den Nährwert des Pferdefleisches erprobte der bekannte Physiologe Professor Plüger an Hunden, die er eine Zeitlang ausschließlich mit Pferdefleisch füttern ließ. Es stellte sich dabei heraus, daß die Hunde bei dieser Ernährungsweise an Gewicht abnahmen und es nicht gelang, das Stickstoffgleichgewicht aufrecht zu erhalten. Außerdem wurden Verdauungsstörungen, die sich in Durchfall äußerten, konstatiert, und zwar traten die Erscheinungen sowohl bei dem Genuß rohen als auch gekochten Fleisches auf, was der Forscher einigen im Pferdefleisch enthaltenen Substanzen glaubt zuschreiben zu müssen. Denn das gekochte und dieser Substanzen beraubte Pferdefleisch ruft keine Störungen hervor; diese Thatsache ließ bei Plüger die Vermutung entstehen, daß dies von der Art des Pferdefleisches an Fettstoffen herrühre. Doch auch beim Füttern eines von Pferden gewonnenen Fettes wurden dieselben Erscheinungen beobachtet, während eine Mischung mit Hammel- oder Rindernierentalg oder Schweinefett das Fleisch unschädlich machte. Man muß daher annehmen, daß diese Fette dem Pferdefleisch gegenüber gegen giftige Eigenschaften besitzen. Es ist infolgedessen ratsam, jedem Kilo Pferdefleisch 25 Gramm Hammel- oder Rindertalg oder Schweinefett beizufügen.

Bauwesen.

Die neue städtische Festhalle in Koblenz. Der im Barockstil errichtete Bau erinnert mit seiner Hauptfassade an die Große Oper in Paris. Der Musiksaal, aus der im Erdgeschosse befindlichen, für 1500 Personen ausreichenden Kleiderablage auf zwei breiten Treppen erreichbar, geht durch die beiden oberen Geschosse des Hauptbaues, ist 30 Meter lang bei 20 Meter Breite, wozu noch das Orchesterpodium an der einen und eine große Wandelhalle an der andern Kopfseite kommen. Dekoration und Ausstattung des Saales sind im modernen Stil gehalten, die Wände mit weißen Tapeten bekleidet, in denen eine goldene Lyra das Motiv bildet. An den Längsseiten sind geräumige Galerien und Logen angebracht, und zwar mit besonderer Garderobe. Nach Bedarf können die kleinen Säle im nördlichen und südlichen Seitenflügel mit dem Hauptsaal vereinigt werden, indem man die zwischenliegenden beweglichen Wände versenkt. Eine Reihe von Zimmern ist für den Dirigenten, die Solisten, Musiker und so weiter bestimmt; vom Dirigentenzimmer gehen elektrische Läuterwerke nach allen Räumen des Hauses. Am Tage geben seitliche, buntverglaste Oberlichter und am Abend drei große bronzene Kronleuchter mit Glühlampen reichliches Licht. Das Orchester wird von zwei kleineren Kronleuchtern erhellt; über ihm wird noch eine große Konzertsorgel aufgestellt. Die Kellereien bieten Platz für 500 Stückfass Wein, auch Küche und Restaurationsräume sind dementsprechend bemessen. Den Anstoß zum Bau gab der Geheim Kommerzienrat Begeler, indem er 1893 der Stadt 100 000 Mark als Grundstock schenkte. Die übrigen Kosten des Baues trug die Stadt. Baumeister von Fissenne und Architekt E. Müller haben mit verhältnismäßig geringen Mitteln ein Bauwerk geschaffen, das den Ansprüchen einer praktischen Festhalle vollauf gerecht wird; die Eröffnung erfolgte am 10. Oktober dieses Jahres mit einem Konzert des städtischen Orchesters.

Entscheidungen.

Inwieweit der Inhaber einer Auskunft für das Verschulden seiner Angestellten haftet, hat kürzlich der zweite Zivilsenat des Kammergerichts in einem langen Erkenntnis, das in den „Bl. f. Rechtspr.“ mitgeteilt wird, erörtert. Die Klägerin forderte auf Grund eines Krediterkundungsvertrages Schadenersatz. Sie hatte sich bei einer Auskunft-

nach der Kreditwürdigkeit des Inhabers einer Firma erkundigt, und die Auskunft hatte auf Grund unrichtiger Darstellung eines ihrer Berichterstatter eine im wesentlichen falsche Auskunft erteilt. Die betreffende Firma war bald in Konkurs geraten, und die Klägerin hatte Schaden erlitten. Der Beklagte bestritt, daß er für das Verschulden des Berichterstatters haftbar sei, und behauptete vertraglichen Ausschluß der Entschädigungspflicht. Das Kammergericht hat dahin entschieden, daß der Beklagte für das Verschulden seines Berichterstatters wie für sein eigenes Verschulden hafte. Der Krediterkundungsvertrag stelle sich als ein Werkvertrag dar und demgemäß hafte der Beklagte nach § 930 I 11 A. L. R. für das Verschulden seiner Hilfspersonen. Aber auch wenn man in dem Abkommen der Parteien einen Werkvertrag nicht erblicken wolle, müsse der Beklagte das Verschulden seines Berichterstatters vertreten. Die Erwägungen, welche zur Haftung des Werkmeisters für seine Leute führten, nämlich, daß der Werkmeister für die Lieferung eines fertigen Werkes einzustehen hat, Hilfspersonen also auf seine Gefahr annimmt, sprechen, soweit nicht besondere Gesetzesvorschriften entgegenstehen, für eine Ausdehnung der Haftung für die Gehilfen auf jede Verpflchtung, die auf die Erreichung eines Erfolges gerichtet ist, mag auch sonst das Vertragsverhältnis nicht den Regeln des Werkvertrages unterstehen. Dazu komme, daß nach der Verkehrssitte und dem mutmaßlichen Willen der Vertragsschließenden Auskunfteien für ein Verschulden ihrer Beamten und Hilfspersonen bei der Erteilung der nachgefragten Auskünfte haften. Wie die Begründung zum B. G. B. II, S. 30 zutreffend ausführt, erblicke der heutige Verkehr in dem Leistungsverprechen eines Schuldners auch die Gewährübernahme für das ordnungsgemäße Verhalten derjenigen, deren Mitwirkung bei der Leistung sich der Schuldner mit ausdrücklicher oder stillschweigender Erlaubnis bedient. Diese Verkehrsauffassung habe § 278 B. G. B. zum Gesetz erhoben.

Anglücksfälle.

An Blutvergiftung starb der Hilfslehrer Bernhardt am Gymnasium zu Köslin, der sich einen Zahn hatte ziehen lassen und gleich darauf starke Zigarren geraucht hatte, so daß Nikotin in die noch offene Wunde gekommen.

Statistisches.

Die Opfer der Eisenbahn. Eine traurige Statistik veröffentlicht der englische „Board of Trade“ über die Eisenbahnunfälle in England während des Jahres 1900. Unter den Weichenstellern erlitt jeder dreizehnte irgend eine Verletzung; dabei sind die automatischen Weichen immer noch eher die Ausnahme als die Regel. Im vergangenen Jahr wurden 136 Weichensteller getötet und 2616 verletzt. Von allen Bahnbeamten wurden 553 getötet und 4585 verletzt. Von den Bremfern und Schaffnern wird jeder siebzehnte verletzt. Wenn man die Beamten hinzurechnet, die auf andre Weise als durch die Züge verletzt wurden, beläuft sich die Zahl der Toten auf 631, die der Verletzten auf 15 698. Im Vergleich damit ist die Gefahr für die Passagiere gering. Unter tausend Millionen Eisenbahnreisen enden nur sechzehn durch Eisenbahnunfälle verhängnisvoll; dabei



Die städtische Festhalle in Koblenz.

sind die Inhaber von Saisonkarten, die 1900 nicht weniger als 1 750 000 waren und viele Millionen Reisen ausführen, nicht mitberücksichtigt. Im ganzen wurden 135 Reisende getötet und 2426 verletzt. Wenn man alles zusammenrechnet, auch die Selbstmorde mitzählt, haben die Eisenbahnen das ganze Jahr hindurch ein Opfer von 1325 Leben und 19 572 Verletzten gefordert.

Ehrenmeldung.

Zum Studium der Krebskrankheiten hat die Witwe des verstorbenen Stadtverordneten und Banquiers Theodor Stern in Frankfurt a. M. der Stadt ein Geschenk von 500 000 Mark überwiesen. Es soll als Grundstock einer Stiftung für medizinische Zwecke angesehen werden. Zunächst ist die Erforschung der Krebskrankheiten ins Auge gefaßt, um deren Ursachen näher kennen zu lernen und um deren Verhinderung sowie eventuell auch deren Heilung anbahnen zu helfen.

Briefkasten.

H. G. in Karlsruhe i. B. Für Ihre Zwecke werden sich folgende Bücher eignen: "Lebendige", "Metallverarbeitung". Verlag von F. Vieweg & Sohn, Braunschweig. — Buchner, "Metallfärbung". Verlag von M. Krapp, Berlin.

Lehrer in E. Es freut uns, daß wir Ihnen dienlich sein konnten.

G. F. in M. Beifalls Eintritt in die Schutztruppe müssen Sie die Vermittlung Ihres zuständigen Bezirkskommandos nachsuchen, das die erforderlichen Schritte beim Kolonialamt des Reiches thun wird.

"Dilettant" in D. Wenden Sie sich an den Musikalienverlag von Johann André in Offenbach a. M.

"Mutter" in E. Für Ihre sangbegabte junge Schar paßt Ihnen vielleicht folgendes

Kinder-Weihnachtslied.

Mel.: "Morgen muß ich fort von hier." Hol der Weihnachtskerzenschein, Sei willkommen heute, Zieh in alle Herzen ein, Bede Lust und Freude;

Daß der Tanne dunkles Grün Und der Lichtlein Schimmer Unser Herz nach oben ziehn Zu dem Sternestimmer.

Laß gedenken uns der Nacht, Die im niedern Stalle Unsern Heiland einst gebracht Für die Menschen alle.

Laß uns seiner Liebe freu'n, Die für uns gestorben, Und des Heiles würdig sein, Das er uns erworben.

O du lieber, heil'ger Christ, Lente unsre Herzen, Führe uns zu jeder Frist Deiner Liebe Kerzen.

Klopf an die Thüren, Daß der Weihnacht goldnen Schein Alle, alle spüren.

Und wo bang im öden Haus Gram und Sorge wachen, Strecke deine Hände aus, Du — der Hort der Schwachen.

Banne Krankheit und Gefahr, Lent den Blick nach oben, Daß voll Dank dich immerdar Alt' und Junge loben.

Nimm den Jubel gnädig an, Der ringsum heut klingen, Der sich jauchzend himmelan Zu den Sternen schwinget. Durch den Weihnachtsschimmer grüßt Hell dein Bild die Frommen, O du lieber, heil'ger Christ, Sei bei uns willkommen!

Egon v. T. in R. 1. Leider nicht so recht auf unsern Ton gestimmt. Am besten gefiel uns "Auf der Heide", das jedoch in der Form nicht ganz rein und im Ausdruck hier und da unklar ist. Mit den "Lustigen", lind und erweichend dürfte es dort zum Beispiel etwas windig ausfallen. 2. Ja. 3. Hängt von Vorbedingungen ab, die uns nicht genügend bekannt sind.

"Techniker" in D. 1. Aus der Ferne ist das nicht gut raten; möchten Sie sich nicht lieber an einen Fachmann wenden, der Ihre Anlagen und Verhältnisse kennt. 2. "Der Maschinentechniker", Leipzig. "Hundschau über die Fortschritte der Maschinentechnik". Leipzig. "Zeitschrift für Maschinenbau und Schloßerei", Berlin.

Ueberlingen. Das ist uns so wenig bekannt wie Ihnen.

"Eine Frage" in E. 1. Das Wort "die Erinnerung ist das einzige Paradies, woraus wir nicht vertrieben werden können", finden Sie bei Jean Paul. "Gesammelte Aussprüche und Dichtungen": Die unsichtbare Loge 1. Teil, 13. Kap. 2. So nahe bei Berlin werden Sie sich am besten an eines der dortigen großen Warenhäuser.

Hugo Denner in Mittweida. Freundschaften dank und besten Gegen-

gruß! L. G. in G. Auch wir gratulieren! "Fortschritt" in Berlin. 1. Lassen Sie uns nur den "unmodernen Kurs" weiterführen; wir wollen sehen, wer recht behält! Ein deutsches Familienblatt, wie "Illustrierte Welt" es von jeher war, ist und bleiben will, hat andere Aufgaben und Ziele als die, die Ihnen als "Ideal" vorzuschweben. Die "Stunde" überlassen wir ruhig andern Verlegern und andern Lesern. 2. Nein. "Nichts für ungut", es war ja wohl gut gemeint.

Auguste Sch. in K.L.B. Lehnt sich zu sehr an schon oft Besungenes an. Ida B. in Regens. Lassen Sie sich von Ihrer Buchhandlung den "Illu-

strierten österreichischen Volkskalender" für 1902 (Verlag von Moritz Perles, Wien, 1 Krone) kommen, er entspricht sicher all Ihren Wünschen.

"Stadtschultheiß" in J. Dem treuen Abonnenten wünschen wir gute Besserung und grüßen mit R. T. Gruß!

Friederike A. in U. Um wolllene Wollbezüge zu reinigen, bereitet man sich eine Lösung von Salmiakgeist in warmem Wasser, ungefähr für zehn Pfennig in acht bis zehn Liter Wasser, und fügt etwas Waschlauge hinzu. In diese Lösung taucht man eine saubere Kleiderbürste und bürstet nun stückweise das Sofa und andre Polsterflächen. Es empfiehlt sich jedoch, sofort mit einem reinen Wischtuch trocken nachzureiben; man wird mit dem Erfolg zufrieden sein.

"Treue Richter" in St. G. Ganz damit einverstanden!

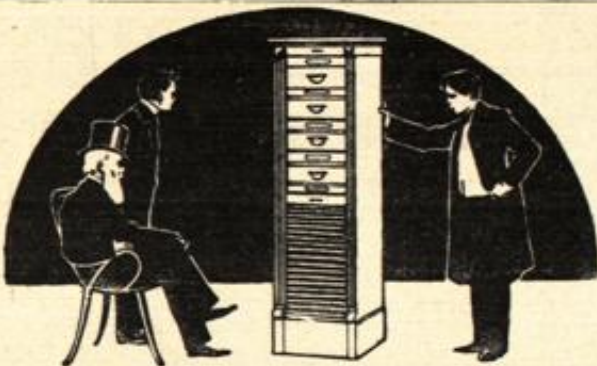
A. 100. postlagernd W. Schlesien. Wir bedauern, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können; er möchte Ähnlichem rufen, für das wir wohl nicht immer so gut einzustehen vermöchten wie in Ihrem Fall.

"Maud" in Chicago. Wurde brieflich beantwortet.

Verlangen Sie von Ihrem Buchhändler oder vom Verlag J. M. Spaeth, Berlin O. 2:

Es giebt kein zweites so vornehmes und billiges Festgeschenk.

Das Erwachen der Völker



Mit versenkbaren

Rolljalousien sind HEINRICH ZEISS' SCHRÄNKE zur Aufbewahrung von Registratoren, Briefsammlern und Ordnern, Zeitschriften, Papieren aller Art eingerichtet.

Besonders geeignet für Herrenzimmer!

Preise von 76 Mark an. Preisliste über Schränke und moderne Büromöbel aller Art versendet auf Wunsch kostenlos und portofrei

HEINRICH ZEISS, Kaiserstrasse 36, Frankfurt a. M.

Waaren-Einkaufs-Verein zu Görlitz,

mit Filialen in Frankfurt a. O. und Dresden versendet an Jedermann zu billigsten Preisen Colonialwaaren, Delikatessen, Wein, Tabak und Cigarren. Preislisten erhalten Sie kostenfrei, wenn Sie eine Postkarte senden „An den Waaren-Einkaufs-Verein zu Görlitz“ od. „An die Verkaufsstelle des Görlitzer Waaren-Einkaufs-Vereins in Dresden od. Frankfurt a. O.“

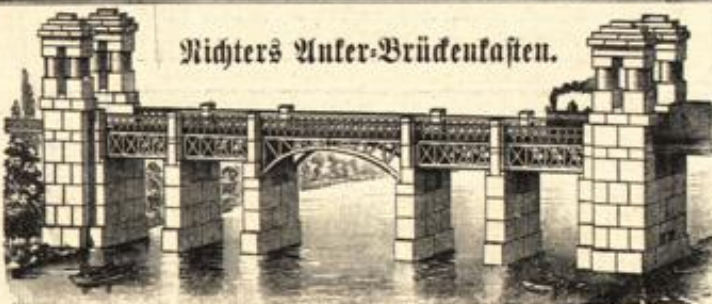
Spielwaaren

und passende Gelegenheitsgeschenke für Erwachsene.

Dasselbe ist reich illustriert und mit genauen Größenangaben versehen.

A. Wahnschaffe, Kgl. Bayr. Nürnberg.

Billige Preise lohnen jeden Bezug, umso mehr als alle Aufträge mit gleicher Sorgfalt effectuirt werden.



Nichters Unter-Brückenkästen.

Die großartigsten Brücken können von den Besthern der berühmten Unter-Brückenkästen nach Einsendung des entsprechenden Unter-Brückenkästchens aufgestellt werden. Vorrätig in allen feineren Spielwarengeschäften des In- und Auslandes. Illustrierte Preisliste über Unter-Brückenkästen, Unter-Brückenkästen, Nichters Gebäudespiele usw. gratis und franco durch F. M. Nichter & Co., Rudolfsbad, Nürnberg, Olten, Wien, Rotterdam, New-York.



Polyphon-Musikwerke, mit Metallnotenscheiben, Drehorgeln direkt vom Fabrikationsplatz; Ziehharmonikas, Concertinas, Bandoneons, Zithern, Violinen, Mandolinen, nur erstklassige Fabrikate, gegen Barzahlung mit hohem Rabatt auch gegen geringe Monatsraten offeriren Jänichen & Co., Leipzig. Kataloge portofrei.

Violinen, Cellos etc.
in künstl. Ausführung
Alte ital. Instrumente
für Dilettanten u. Künstler.
Zithern
berühmt wegen gediegener Arbeit und hervorragendem Ton; ferner alle sonst. Saiteninstrumente. Coulaute Beding. Illustr. Katalog grat. u. frko.
Hanna & Cie.,
Saiteninstrumenten-Fabrik.
Stuttgart.

Deutsche Lehrmittel-Anstalt
das Beste und Schönste in Spiel- und belehrenden Gaben für Kinder?
In den Katalogen der Firma:

Deutsche Lehrmittel-Anstalt
Franz Heinr. Klodt
Frankfurt a. Main.

finden Sie reichste Auswahl!
Verlangen Sie gratis deren anerkannt grossartig ausgestatteten

WEIHNACHTSKATALOG

In den 6 Abteilungen finden Sie:
C1 Experimentierkasten, elektr. Apparate.
C2 Kleine Dampfmaschinen, Lokomotiven, Schiffe in unübertroff. Konstr. Nebenapparate u. Einzelteile zur Selbstanfertigung von Maschinen u. s.
C3 Optische Apparate aller Art, Guckkast., Zauberkasten, magica, Nebelbilder, photogr. Appar., u. a. hübsche Physikal. Unterhalt.-Gaben f. d. Familie. Beschäftigungen, unterhalt. Spiele.
A alle Art mechan. bewegl. Gegenstände, Mal-, Zeichen-, Stuckkästen.
B Turn- u. Spielgeräte, Sammelutensilien.

Eisenbahnen

mit Uhrwerk, Dampf- od. elektrischem Betrieb als Specialität.

Vorbei sind die Mühen und Schreden des Plätttags, vorbei für die geplagte Hausfrau, vorbei auch für den an solchen Tagen oft noch mehr geplagten Mann. Die neue Plätt- und Bügelmaschine "Dalli" ist ein Wunderwerk. Sie ist so leicht und so einfach zu bedienen, wie ein Kind. Sie ist so schnell und so leise, wie ein Hauch. Sie ist so schön und so elegant, wie ein Kunstwerk. Sie ist so billig und so praktisch, wie ein Wunder. Sie ist so gut und so zuverlässig, wie ein Freund. Sie ist so viel und so nützlich, wie ein Helfer. Sie ist so schön und so elegant, wie ein Kunstwerk. Sie ist so billig und so praktisch, wie ein Wunder. Sie ist so gut und so zuverlässig, wie ein Freund. Sie ist so viel und so nützlich, wie ein Helfer.



"Dalli", selbstheizende Patent-Plätt- und Bügelmaschine. Preis compl. 5 Mark. Doppelte Leistung in halber Zeit. Keine Ofengluth, kein Kohlendunst, kein Rauch, kein Geruch, kein Wechseln von Stählen und Bolzen! An jedem Ort ununterbrochen zu benutzen! Geringste Heizkosten mit Dalli-Glühstoff. Vorzügliches Weihnachtsgeschenk! Kauffisch in allen grösseren Eisenwarenhandlungen, jedoch nur echt mit Schutzwort "Dalli" im Deckel, sonst direct franco für 5 1/2 Mk., ebenso Prospekte gratis durch

Deutsche Glühstoff-Gesellschaft, Dresden I.

Das alt bewährte
MAGGI
verbessert
SUPPEN, SAUCEN und GEMÜSE

Neu!

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Soeben ist erschienen:

Neu!

Lebenserinnerungen

von Robert von Mohl.

= 1799-1875. =

2 Bände.

747 Seiten Lexikon-Oktav.

Mit 13 Bildnissen.

Geheftet M. 10.—,

elegant gebunden M. 12.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In dem Verfasser lernen wir einen scharfen Beobachter seiner Umgebung kennen, der seine Giehe — nicht selten wahre Feitschenbiebe — nach rechts und links austellt, meistens aber mit wenigen Worten den Nagel auf den Kopf trifft. Auch als Geschichtsquelle sind diese Lebenserinnerungen von unbestreitbarem Wert. Alles in allem ein sehr hervorragendes Werk, eine außerordentliche Bereicherung unsrer Memoirlitteratur.

Diese Lebenserinnerungen gehören ohne Zweifel zu den interessantesten Memoirenwerken unserer Zeit

und werden in weiten Kreisen Aufsehen hervorrufen.

Briefkasten.

„Oberlehrer“ in St. Zur Konserrierung von Perbariumpflanzen empfiehlt H. Berredes an Stelle der vielfach angewendeten alkoholischen Sublimatlösung Kampferspiritus. Man bestreicht damit die getrockneten Pflanzen mittels eines weichen Pinsels. Das gesamte Perbariummaterial des Britischen Museums soll auf diese Weise konserviert werden.

„Marga“ in Breslau. Die treuen Grüße seien hier gleiches Sinnes erwidert!

„Hausfrau“ in Unt. A. Den unbeliebten Spedglanz der Kleider zu entfernen, müssen die betreffenden Stellen zuerst einer Wäsche mit Benzin oder Petroleumäther unterzogen werden. Nach vollständiger Verflüchtigung dieser Flüssigkeiten und völliger Trocknung werden die betreffenden Stellen mit einer Seifenlösung gewaschen, gut getrocknet und dann auf beiden Seiten aufgedampft. Zum Schluss ist mit heissem Bügelschiff zu übergehen.

S. in Y. Der Mensch gilt so viel, als er sich schätzt,“ sagt ein französisches Sprichwort.
Eugen B. in A. Böhmen.

1. Siehe oben. 2. Sie meinen wohl die „Romanze“, „Heinrich und Wilhelmine“ von Johann Friedrich August Wagner, zu finden in dem Liederbuch „Als der Großvater die Großmutter nahm“. Leipzig, Fr. W. Grunow, 3. Aufl. 2. Senden Sie, gelegentlich, einmal besonders Gelungenes ein.

J. M. in Dresden. Warm und tief empfunden, in der Form aber noch mangelhaft.

E. F. in G. Die „Reichsbank“ ist eine nach dem deutschen Bankgesetz vom 14. März 1875 errichtete und unter Leitung und Aufsicht des Reiches stehende Bank, die die Eigenschaft einer juristischen Person besitzt und die Aufgabe hat, den Geldumlauf im gesamten Reichsgebiet zu regeln; sie wird unter Leitung des Reichskanzlers vom Reichsbankdirektorium verwaltet. Die Beamten der Reichsbank haben die Rechte und Pflichten der Reichsbeamten.

B. P. in J. Diesmal leider nicht so ganz einverstanden.

Hedwig Th. in Flensburg. 1. Die Stelle: „Ich weiß es wohl, du spielst mit mir“ findet sich in dem Gedicht von Moritz Graf Strachwitz: „Wie gerne dir zu Füßen...“ 2. Nicht von Abonnementsbescheinigung abhängig.

„Kaufmann“ in Gr.-L. Nach den neueren Bestimmungen über die Verwendung der Wechselstempelmarken oder die gestempelten Wechselvordrucke soll für verdorbene Stempelmarken oder Vordrucke und für Marken, mit denen später verdorbene Schriftstücke versehen sind, Erstattung beantragt werden können, wenn der Schaden mindestens eine Mark beträgt und wenn von den Stempelzeichen oder den Schriftstücken, zu denen sie verwendet sind, noch kein oder doch kein solcher Gebrauch gemacht worden ist, dem gegenüber durch die Erstattung das Steuerinteresse gefährdet erscheint. Der Erstattungsanspruch ist in der Regel an diejenige Postanstalt zu richten, in deren Bezirk der Berechtigte wohnt, und zwar innerhalb eines Monats, nachdem der Schaden dem Eigener der Wertzeichen bekannt wird. Dem Antrage sind die verdorbenen Stempelzeichen und Schriftstücke beizufügen.

Adalbert Sch. in G. bei G. „Ja oder Nein?“ — Nein!

„Zeitungsläser“ in A. Russland, Quadratmeter: 5 298 171. Deutschland: 545 135. Österreich-Ungarn: 676 446. Großbritannien: 314 667. Britische Besitzungen: 5 263 053. China: 11 079 000.

Russland, Einwohner: 106 305 000. Deutschland: 56 345 000. Österreich-Ungarn: 47 014 000. Großbritannien: 41 660 000. Britische Besitzungen: 297 027 000. China: 11 081 100.

v. D. in G. Diefür eignet sich in hervorragender Weise „Die elegante Hausfrau“, Mitteilungen für junge Hausfrauen. Mit besonderen Winken für Offiziersfrauen. Von Frau Ida von der Lütt. In Damast geb. M. 5.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Mad. la Baronne de Montesquieu in Breg. Wurde sofort besorgt; wir danken für Ihre schätzenswerte Anhänglichkeit an unser Blatt.

„Abonnent“ in L. Allerdings heißt Cinquecento eigentlich fünfhundert, es wird aber im gewöhnlichen Sprachgebrauch als Abkürzung für die Jahreszahl 1500 angewandt. Die Italiener bezeichnen damit in der Geschichte ihrer nationalen Kunst und ihrer poetischen Literatur den Stil des 16. Jahrhunderts. Dieser entwickelte sich durch Wiederbelebung der Antike auf allen Gebieten des künstlerischen und literarischen Lebens und wird gewöhnlich als Renaissance bezeichnet. Die Schöpfer und Träger dieses neuen Stils (Michelangelo, Raf-

fael, Correggio, Ariost, Tasso und andre) werden daher häufig die Cinquecentisten genannt.

N. D. in P. Da können wir leider weder raten noch helfen; wenn Sie so durchweg unzufrieden sind, so bleiben Sie viel besser noch „bei Mutter“.

K. K. in B. Es bezieht weder eine Kaiserin-Witwe noch der Kronprinz des Deutschen Reiches, noch irgend ein anderes Mitglied des Kaiserlichen oder Königlich-hauses vom Staate als solches Gehalt oder Pension und so weiter. Nur der Kaiser als König von Preußen bezieht vom preussischen Staate eine Rente von 15 719 296 M., aus der er alle Mitglieder des Kaiserhauses apantagiert.

„Souvernante“ in E. Für Genua: „Heimat“, Via Carlo Alberto 56 (vorher anmelden!) — Für Rom: „Internationales Heim“, Via delle Scrofa 113, oder „Dionisioffenheim“, Passaggiata di Ripetta 19. — Für Neapel: Palazzo Tarantini, Arco Mirelli 30.

„Witwe“ in D. bei A. In Berlin: „Heimat für Mädchen und Frauen gebildeter Stände“ (Internationaler Verein der Freundinnen junger Mädchen), Berlin W., Köthenerstraße 43, nahe dem Potsdamer und Anhalter Bahnhof. Auch Stellenvermittlung.

Eckardt's selbstspielende Christbaumständer mit Musik

dreihen! Ctr. schwere Bäume.
Mit Walzenmusik 2 Ausführungen:
(Nickelgehäuse oder Holzgehäuse)
Mit auswechselbaren Stahlnoten:
„Gloriosa“.

Hochf. mechan. Musikwerk fürs ganze Jahr. Zierde jed. Festtafel.
Illustr. Preisliste frei.
Wo nicht erhältlich, direkt v. Fabr.
J. C. Eckardt, Cannstatt
bei Stuttgart.

Zauber- und Reibständer-Apparate für Künstler, Dilettanten und Kinder.
Preisliste gratis fr.
Wilh. Bethge, Magdeburg, Jacobstr. 7.

Massire

Dich selbst mit dem
Neuen Elastischen Masseur

Unentbehrlich zur Körperpflege.
Besten Schutz geg. Erkältung,
verhütet u. vertreibt Rheuma,
Gicht, Nervosität etc. Tausende
im Gebrauch. Gold, Med. Aertzt.
empf. Compl. M. 3, vernick. M. 6. Prosp.
gratis. B. Preuss & Co., Charlottenburg.

Polyphon-Musikwerke

Selbstspielende u. zum Drehen mit auswechselbaren Metall-Notenscheiben zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.

Phonographen-Grammophone

erstklassige, tadelloste funktionierende Apparate mit Wachswalzen u. Hartgummiplatten zum Preise v. 20 M. aufwärts gegen Monatsraten v. 2 M. an.

Photogr. Apparate

aller Systeme sowie sämtl. Zubehör u. Bestandteile
Nur erstklassige Fabrikate gegen mässige Monatsraten.
Illustr. Spezialkataloge über jeden Artikel gratis u. franco.
BIAL & FREUND
in Breslau II.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Ein neues Werk von Tony Schumacher.
Spaziergänge ins Alltagsleben.

Plaudereien von
Elegant gebunden M. 4. — **Tony Schumacher.**

Mit der ihr eigenen Herzenswärme und Gemütsstärke versteht es die Verfasserin auch in ihrem neuen Buche wiederum, von Anfang bis zum Schluss zu fesseln. Sie rührt, und sie macht lachen, sie rüttelt auf und weist dann auf einfache, kleine Wege im praktischen und im Seelenleben. Dabei läuft so viel Humor und Lebenserfahrung mit unter, daß das Buch nicht nur erwidert, sondern auch erfrischt und der Leser, neben allem Ernst, gepackt von der Natürlichkeit, immer wieder ausruhen wird: Ja, gerade so ist's, und gerade so hab' ich's selber schon erlebt!

Ein reizendes Buch, für jedes Alter und jede Lebenslage passend.

Von derselben Verfasserin erschienen früher in unserem Verlage:
Vom Schulfeld bis zur Grossmutter. von Tony Schumacher. 3. Auflage. In Weinwand gebunden M. 4.—, in Seide gebunden M. 6.—.
Was ich als Kind erlebt. von Tony Schumacher. 4. Aufl. Mit Bildnissen und Briefstücken. Elegante gebundene M. 5.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Elektrische Lampen

für den Gebrauch im Hause und im Freien.

Phonographen. Schreibmaschinen.

Separate Preislisten gratis und franco.

A. Häussermann & Co.
Metallwarenfabrik
Ludwigsburg 121. Würt.

CACAO GAEDKE

Bevorzugte Marken:
Drei Kronen . . . M. 2.80
Hansa M. 2.40
Hafer-Cacao . . M. 1.60

Unübertroffen an Güte u. Wohlgeschmack
P. W. GAEDKE, HAMBURG.

Haar-Feind von Franz Schwarzkopf entfernt alle Haas. Gesichts- u. Armhaare sicher sofort und unschädlich. Dose 2 M. Nur Berlin, Leipzigerstr. 56 n. Colonnaden.

Enthaarung.

DEINHARD CABINET

Feinste Champagner-Art.

Deinhard „Weisse Karte“ Deinhard „Victoria“
Deinhard „Rothlack Extra“

SECTKELLEREI DEINHARD & CO

Gegründet 1794. **COBLENZ.** Gegründet 1794.
Weingutsbesitzer in Rüdesheim, Oestrich, Bernkastel und Graach.
Mitbesitzer der weltbekannten Doktor-Lage in Bernkastel.
Ausgezeichnet mit dem Grand Prix auf der Weltausstellung Paris 1900

F. E. Bilz
Bilz Sanatorium
I. Ranges

Naturheilanstalt
Naturheilmittel

Dresden-Radebeul, 3 Aerzte,
Günstige Kurerfolge bei fast allen Krankheiten. Prospekt frei.
3 Bände einschl. starkem Ergänzungsbd.
3000 Seiten, 1295 Abbild., 36 bunte Tafeln,
8 zerlegbare bunte Modelle des menschlichen Körpers. Preis M. 22 50, auch Theilzahlg. d. Bilz Verlag Leipzig und alle Buchh. Tausende danken d. Buch ihre völlige Genesung.

Prof. Dr. Soxhlet's
Neue Kinder-Nährmittel

rationelle Zusätze zur Kuhmilch.
Nährzucker,
reine Dextrinmaltose mit Verdauungssalzen; ohne Abführwirkung.

Verbesserte Liebigsuppe in Pulverform.

In Apotheken, Drogerien, Kolonialwarenhandlungen.
Die Büchse, 1/2 Kilo Inhalt, 1 Mark 50 oder ab Fabrik 6 Büchsen franco gegen Postnachnahme 9 Mark.

Nährmittelfabrik München G. m. b. H. in Pasing.

Grosse Freude

erregt ein phot. Apparat auf dem Weihnachtstisch. Das beste Geschenk ist Apparat „Phoenix“. Kein Spielzeug! Ohne Vorkenntnisse herrliche Bilder zu erzielen. Preis nur M. 8.—; mit allem Zubehör M. 11.—. Prospekt mit Bildern gratis und franco.

Hess & Sattler, Wiesbaden 6.

Lungenleiden chronische Catarrhe u. Schwind-sucht **heilbar.**

Ausführliche Broschüre mit Berichten von Aerzten und geheilten Kranken über diese Heilmethode versendet die chemische Fabrik **Jon. Wertheim in Meerane 8** (Sachsen) gratis u. franco.

Abonnements auf die „Illustrierte Welt“ nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, wie auch die Postanstalten jederzeit entgegen.